This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bx 3618.81.7

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER, LL.D.,

OF BOSTON.

(Class of 1830.)

"For Books relating to Politics and Fine Arts."

17465

Russland und England.

Äussere und innere Gegensätze

von

E. von Ugény.

Leipzig
Wilhelm Friedrich
Verlag des
„Magazin für die Literatur des In- und Auslandes".
1881.

Br 3618.81.7
~~8467.345~~

HARVARD COLLEGE
AUG 1 1902
LIBRARY

Summer fund.

RUSSLAND.

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Schiller.

Über kein Land und kein Volk sind die Meinungen so verschieden und lauten die Urteile so entgegengesetzt wie über Russland und die Russen.

„*C'est du Nord que vient la lumière*", meinte bekanntlich Voltaire, indes einer seiner Landsleute dem Redakteur der *Revue des deux Mondes* einen Artikel brachte der mit den Worten anfing: *La Russie est un pays fermé aux lumières.* — Herr Buloz blickte den Verfasser ironisch lächelnd an, öffnete ein grosses Buch, das auf dem Tische lag und zeigte ihm die Anzahl seiner Abonnenten in Russland. „*Vous voyez bien que la Russie n'est pas un pays fermé aux lumières*" — und mit diesen Worten gab er dem Autor sein Manuscript zurück.

Voltaire sagte auch: *Les Russes ont fait plus de progrès dans quatre-vingts ans que nous dans quatre siècles* — und jetzt ist bei einem grossen Teil der französischen Presse: *Barbare du Nord* und *Russe* gleichbedeutend, womit jedoch Petermann nicht übereinstimmte denn er schrieb im Vorwort zu Przewalski's Reise: „Wer von den Russen immer nur als ‚Barbaren' spricht, der fände vielleicht vor seiner eigenen Thür etwas zu fegen."

In der *Histoire de la Restauration par Capefigue*

lesen wir: *En 1815 l'Empereur Alexandre était bien nécessaire à nos intérêts: l'Angleterre, la Prusse et l'Allemagne voulaient exploiter sans pitié leur victoire et nous dépouiller à l'envi. Elles réclamaient la cession d'une ligne de forteresses du côté de la Belgique, depuis Calais jusqu'à Maubeuge, l'Alsace et une partie de la Lorraine. Qui pouvait nous défendre de ces avidités si ce n'était Alexandre. Le Tsar se porta médiateur dans toutes les négociations, et son action fut favorable et salutaire à la France . . . Le traité de Paris fut une dure loi de vainqueur, mais qu'aurait-il été si l'Angleterre et la Prusse l'eussent dicté seules.*

Nie haben sich die Russen in Paris so wohlgefühlt wie damals; Chateaubriand nannte sie: „*Les Romains de nos jours,*“ den Kaiser Alexander verglich er mit Titus, ein Name der ganz populär wurde und den Monarchen auf Schritt und Tritt verfolgte. Eines Tages gab man in der Oper die „Vestalin“, statt „Titus“, den die Bescheidenheit des Kaisers zurückgewiesen hatte. In einem Zwischenakte wurde *Vive Henri Quatre* gesungen; das Publikum verlangte aber ein anderes Lied, da trat der erste Tenor auf die Bühne und sang nach derselben Weise:

Vive Alexandre
Vive ce Roi des Rois!
Sans rien prétendre
Sans nous donner des lois
Ce prince Auguste
A le triple renom
D'Héros et de Juste,
De nous rendre les Bourbons!

Das war schön, das war erhaben, genügte aber den ehrgeizigen Parisern noch nicht, sie strebten noch höher hinauf und verstiegen sich zu dem ungeheuer geistreichen Calembourg: *Napoléon a des N—mis partout, Alexandre a des A—mis partout.*

Sich ungestraft auf solcher Höhe erhalten war unmöglich, ihnen schwindelte es vor der eigenen Erhabenheit, sie stürzten herab, verletzten sich das Gehirn und — verfielen in Russophobie! — Vergessen waren Titus und seine Römer, man schwatzte fortan nur von *politique envahissante*, von *Colosse du Nord*, den man auch bald mit *pieds d'argile* ausstattete um ihn recht furchtbar zu machen, was zwar nicht sehr logisch ist, aber — die Franzosen sind ja das geistreiche Volk *par excellence*, man darf es daher auch nicht gar zu genau mit ihnen nehmen. Man that als ob man ganz ernstlich daran glaube dass besagter *Colosse aux pieds d'argile* schon seinen gierigen Blick nach Toulon und Marseille, nach Boulogne und Calais richtete, und *crescendo* ging es so fort, bis in den dreissiger Jahren ein Patriot seiner Angst in der Kammer Ausdruck gab, seine Kollegen beschwor an die Sicherheit des bedrohten Vaterlandes zu denken und die Russen genau zu beobachten, welche gewohntermassen auf weiten Umwegen ihr Ziel zu erreichen suchten.

L'Aigle Moscovite plâne déjà sur la ville d'Hérat! (*des rats*) rief er angstvoll aus. Ein schallendes Gelächter unterbrach ihn, welches sich noch vergösserte als man ihm beruhigend zurief: *N'ayez pas peur, le Shah* (*chat*) *le guette! — Le Shah est tout ras!* (*rat*) rief ein anderer. *Il a l'oeil persan!* (*perçant*) ein Dritter, und so ging es

fort, der arme Tropf auf der Tribüne musste das Kreuzfeuer der mörderischen Calembourgs aushalten ohne zu Worte zu kommen, bis endlich der Präsident Dupin sich seiner erbarmte und dem lustigen Zwischenfall ein Ende machte indem er der Versammlung zurief: *Chut, Messieurs, vous allez réveiller les souris.*

Aber mit der Dummheit kämpfen ja die Götter selbst vergebens; siegreich widerstand der Unsinn sogar den schlechtesten Witzen, und die Russenfurcht grassirte fort unter der geistreichen Nation und wurde endemisch. Ist doch auch das akademische Blatt davon angesteckt und beweist dass Gelehrsamkeit auch manchmal ohne gesunde Vernunft bestehen kann. Die „Débats" thun bisweilen so als ob der moskowitische Doppeladler schon seine Krallen nach französischem Besitz, vielleicht sogar nach Neucaledonien ausstreckt! Doch Russland ist ja schon glücklich mit einer Versorgungsanstalt für Banditen des Petroleums und der Feder versehen, und dass diese im französischen Sibirien nicht sicherer aufgehoben sind als im russischen hat Rochefort bewiesen ebenso wie Bakunin.

* * *

In Deutschland erfreuten sich die Russen zu Anfange dieses Jahrhunderts der grössten Sympathien, und auf Flügeln des Gesanges, mit der damals noch unvermeidlichen Flöten- und Guitarrenbegleitung, klangen Freundesworte nach der blauen Neva hinüber, immer dasselbe Thema: ewige Freundschaft und Bundesbrüderlichkeit, Schutz und Trutz, und immer derselbe obligate Refrain:

„Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.“ Und kamen die Kosaken ins Land, was damals so oft geschah, fand man sie gar zu reizend, jeder Zoll ein Apollo, nur die Nase nicht immer ganz klassisch. Mit Entzücken lauschte man den Klängen ihrer Balalaika, und zogen sie weiter unter dem wehmütigen Gesange: „Schöne Minka ich muss scheiden“, dann hatte manche Maid eine Thräne in den blonden Wimpern und gab ihnen zur Atzung ein fettes Talglicht mit auf den Weg.

Doch auch in den mit Vergissmeinnicht besäeten Gauen Germaniens ist es wie in den hispanischen Fluren; die Tage von Aranjuez gingen schnell vorüber, und es kam für die Kosaken die Zeit, fern von Teutonia über die Vergänglichkeit aller, scheinbar für die Ewigkeit geknüpften Freundschaftsbande nachzudenken. Buonaparte erfreute sich ja der britischen Gastfreundschaft auf St. Helena, wo er, wie Las Cazes berichtet, sich mit eigener Hand der Ratten erwehren durfte, und Sir Hudson Lowe ihm den Aufenthalt in Longwood so angenehm wie möglich machte, ja ihm sogar Bäume zu pflanzen versprach damit er nicht gar zu sehr vom Sonnenbrande leide. Die Deutschen hatten daher alle Ursache zu singen: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein.“ — Doch nein, man hatte ihnen allerlei versprochen, und obgleich sie Zeit genug gehabt hatten Französisch zu lernen, kannten sie das Sprichwort noch nicht: *promettre et tenir c'est deux.* Die seltsamen Schwärmer wurden ungeduldig, und da sie sich an die Versprecher nicht zu halten vermochten, so suchten sie sich einen Prügelknaben aus auf den sie *con amore* losschlagen durften, nach dem deutschen Sprichwort: den

Sack schlag ich und den Esel mein ich. Zuerst grollte es dumpf von fern, dann kam es näher und näher bis es endlich von allen Seiten losbrach, knallend mit Donnergepolter entrollten der rastlos schnarrenden Presse Worte des Zornes, und wagnerisch stabreimelnd prasselten sie krachend hernieder auf den Petz an der Neva. Doch der brummte nicht einmal und schnarchte ruhig weiter, was auf Französisch heisst: *c'est comme si vous chantiez.* So knurrt und schnurrt es heut noch oft aus alter Gewohnheit.

* * *

Eben so verschieden lauteten die Urteile der Engländer über Russland. Im Jahre 1810, als die Russen sich noch für Geld und gute Worte herbeiliessen die Kastanien für Fremde aus dem Feuer zu holen und sich dabei oft recht tüchtig verbrannten, predigte der Rev. Mr. Pitt, Gesandtschaftsprediger in Petersburg: „*The alliance between England and Russia will last for ever, because God Himself ordained it.*“ (Die Allianz zwischen England und Russland muss ewig währen, denn Gott selbst hat sie gemacht) — und vor einigen Jahren sah man den Lord Salisbury nach Paris, Berlin, Wien und Rom pilgern wie *Jérome Paturot à la recherche d'une alliance* um — ein antirussisches Bündnis zu vereinbaren. Als aber niemand in die Falle ging und seine Haut nicht wie ehemals den Engländern verkaufen wollte um sie von andern gerben zu lassen, da griff er zu einem neuen Mittel: er begab sich nach Constantinopel, „klam-

merte sich krampfhaft an den Arm Ignatieffs und grinste Freundschaft", wie sich damals ein deutsches Toryblatt treffend ausdrückte, um ihm desto sicherer das Messer in den Rücken zu bohren, und seine Kriegslist gelang ihm so vollständig dass die Königin ihm dafür ihr Strumpfband schenkte; aber *Honny soit qui mal y pense* — er ist ja verheiratet und Familienvater.

Vor einigen Jahren erschien in London: „*Free Russia by Mr. Dixon.*" Das Buch enthält vieles Wahre und Gute, aber auch manches womit ein Russe nicht ganz einverstanden sein kann. Der Verfasser nimmt mit Recht die Emanzipationsakte vom 19. Februar 1861 als Ausgangspunkt einer neuen Ära für Russland an, fehlt aber insofern als er die Zukunft schon escomptirt und die Dinge jetzt schon so sieht wie sie erst später sein werden.

Indem der edle Kaiser Alexander die Leibeigenschaft aufhob, gab er seinem Volke nicht die Freiheit — diese lässt sich überhaupt nicht geben und noch weniger nehmen, sondern nur mühevoll erringen — er beseitigte nur die Barriere welche den Weg zur Freiheit verschloss. Und dieser Weg ist keine breite ebene Landstrasse, auf welcher man bequem galoppiren kann, nein, es ist ein schmaler, steiler Pfad, voll Mühen und Gefahren aller Art. Hier gilt das italienische Sprichwort: *chi va piano, va sano*; man muss diesen Pfad vorsichtig betreten, langsam und bedächtig vorwärts gehn und oft längere oder kürzere Zeit rasten, um Kräfte zu sammeln, ehe man auf der noch unbekannten Bahn fortschreitet. Wehe dem der seine Kräfte überschätzt, oder ungeduldig die steile Höhe hinaufstürmen will um schnell diejenigen zu erreichen

welche lange vor ihm denselben Pfad betreten haben. Wehe ihm, er fällt, um vielleicht nie wieder aufzustehn, oder auch im günstigsten Falle nur spät, nur nachdem er sich von den schmerzhaften Wunden erholt die er sich durch seine Ungeduld und Selbstüberschätzung zugezogen.

Dass die Aufhebung der Leibeigenschaft von einer Tragweite ist, die sich jetzt noch gar nicht absehen lässt, dass sie zu politischen Reformen führen muss und auch führen wird, mit anderen Worten, dass die Emanzipation des ganzen Volkes daraus entspringen muss, das liegt auf der Hand, denn ein Teil des Volkes kann nicht von Willkür befreit und der Herrschaft des Gesetzes wiedergegeben werden, ohne dass man die ganze Nation derselben Wohlthat teilhaftig mache — wer hielte das für möglich! Selbstverständlich ist, dass der gebildete Teil des Volkes berufen werden muss mitzuwirken in den Dingen die seine Wohlfahrt betreffen, das ist eine Notwendigkeit die sich keinem Auge verschliesst und deren Verwirklichung auch nicht ausbleiben kann. Aber die Anzahl der Gebildeten, Besonnenen und zu gleicher Zeit Besitzenden — denn nur im Besitz allein kann jetzt noch eine Garantie für Ordnung gefunden werden — ist noch relativ gering in Russland, und auch diese müssen erst lernen Bürger zu sein und die heiligen Pflichten zu erfüllen die sie ihrem Vaterlande schuldig sind.

Mr. Dixon spricht jedoch so, als ob das russische Volk seine politischen Lehrjahre schon durchgemacht hätte, ein Irrtum der um so seltsamer ist, als jedes andere Volk, das englische voran, Jahrhunderte dazu gebraucht hat. Wir wiederholen: sein Buch enthält viel

Wahres und Gutes, aber auch manchen Irrtum, und der erste unter diesen Irrtümern ist der Titel — *Free Russia.*

Der Antipode Dixons ist Mr. Grenville-Murray, dessen Buch: *The Russians of to-day* dem Titel nach eine Fortsetzung oder Ergänzung des eben erwähnten Werkes zu sein scheint, und doch von ihm so verschieden ist wie ein Stachelschwein von einem Kolibri oder Assa Foetida von Ambra.

Mr. Grenville ist in der That sehr stachelig und strömt einen Duft aus, nicht etwa wie das Brockenbuch, welches Heine an einen Clauren'schen Roman erinnerte „so stank es nach Bier, Tabak und Käse", nein, das Parfüm ist so penetrant dass es selbst die berüchtigten Infamos Stinkadores übertäubt und an gewisse Krakauer und Lemberger, Pesther und Wiener Blätter erinnert, ja sogar an die Augsburgerin, von welcher der Kladderadatsch schon vor zwanzig Jahren sang: „die Allgemeine nennt sie sich, weil die gemeinste sie von allen!"

Warum Herr Grenville nur dies Buch geschrieben hat? Warum er überhaupt geschrieben?

Dame! il faut bien vivre — antwortete ein Poetaster dem Philosophen von Fernay auf dieselbe Frage, und dieser erwiderte ihm bekanntlich: *je n'en vois pas le nécessité.*

Nun, wir sind nicht so hartherzig wie Voltaire, wir möchten Herrn Grenville lieber an die Worte Boileaus erinnern:

Soyez plutot maçon si c'est votre talent,
Ouvrier estimé dans un art nécessaire,
Qu' écrivain du commun .....

Er behauptet in Russland gewesen zu sein und wir müssen es glauben, denn es wäre unparlamentarisch ihn zu beschuldigen dass er seine ganze Weisheit nur dem Studium obengenannter Blätter verdankt. Also, er ist in der That in Russland gewesen, doch nur wie ein Mann welcher in einem Gemüsegarten nicht die Melonen und Spargel sieht, sondern nur den Mist auf dem sie wachsen. Seltsamer Geschmack! — Wir können auch ein anderes Bild wählen. Wenn man in einem grossen Lexikon nach bestimmten Wörtern sucht, so stösst man zufällig auch auf andere, ganz entgegengesetzte, die sich unwillkürlich dem Gedächtniss einprägen und so die Sprachkenntniss oder den Wörterschatz vermehren. Mr. Grenville ist es aber nicht so ergangen, er suchte in Russland nur Fehler, und seine Ausbeute auf diesem Felde war in der That übergross; es ist ihm beim Suchen nichts, gar nichts anderes aufgefallen, das einiger Erwähnung wert gewesen wäre. Er spricht über Staat und Kirche, Volk und Heer, über alle Klassen der Gesellschaft, er ist also überall gewesen und hat alles mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, alles geprüft, und nichts hat vor ihm Gnade gefunden. Merkwürdig! Er ist in allen Gesellschaftskreisen gewesen, er beurteilt und verurteilt alle, und da er ein zu guter Vollblutengländer ist um jemals mit dem Studium der russischen Sprache seine Zeit verloren zu haben, so hat er natürlich überall nur Englisch gesprochen, was auf eine Verbreitung dieser Sprache in Russland schliessen lässt, die wir gar nicht vermutet hätten.

Dem mag nun sein wie ihm wolle, wenn man in allen Schichten der Gesellschaft so zuvorkommend und

vertrauensvoll aufgenommen wird und niemand sich dem Gaste gegenüber zugeknöpft zeigt, so lässt das zwar auf eine ganz ungewöhnliche Naivetät, auf kindischen Leichtsinn schliessen, aber auch auf eine in Europa gewiss ungewöhnliche Bonhommie und Gastfreundschaft, die um so thörichter erscheint als die Russen schon oft genug dafür bestraft worden sind und doch noch immer in ihrer Thorheit fortfahren. Vielleicht betrachtet der Autor die Gastfreundschaft auch als ein Zeichen der Barbarei welches sich bei kultivirten Völkern nicht mehr findet, und wundert es uns nur, dass er sie nicht verdientermassen zu den übrigen Fehlern gerechnet hat.

Es wäre eben so zwecklos wie vergebens Mr. Grenville in seinen Elucubrationen zu folgen und seine Irrtümer berichtigen zu wollen, da sie nicht nur auf völlige Unkenntnis der Thatsachen, sondern fast immer auch auf absichtliche Entstellung der Wahrheit beruhen, wie überhaupt Gehässigkeit den Grundcharakter seines Buchs ausmacht, was von jedem unparteiischen Leser auch sogleich erkannt wird. Es wäre unnütz und vergebens ihn überzeugen zu wollen, denn: *a man convinced against his will, remains the same opinion still.*

Wir heben hier nur aus seinem Buche zu Nutz und Frommen seiner Leser Einiges hervor das in der That auf Wahrheit beruht, aber durch Entstellung, Uebertreibung oder Unverstand zur Lächerlichkeit, wenn nicht gar zur Lüge wird.

Zuerst ein Wort über einen Übersetzungsfehler dem wir übrigens auch in einem grossen Teil der deutschen und französischen Presse begegnen.

Er spricht nämlich von *Holy Russia* und vergisst niemals die obligaten Gänsefüsse welche ein Spottgelächter anzeigen sollen. Nun ist zwar *Swätaja Rossia* wörtlich ganz richtig durch „Heiliges Russland," *„Sainte Russie,"* wiedergegeben, dem Sinne nach ist es aber nichts anderes als *le sol sacré de la patrie*, der heilige Boden des Vaterlandes, ein Ausdruck der in der deutschen wie in der französischen Sprache allgemein gebräuchlich ist. Übersetzen heisst doch den Sinn einer Sprache so genau wie möglich in einer andern wiedergeben, nicht aber ein Wort für das andere setzen, sonst kommt nur gar zu oft ein Unsinn heraus wie der oben gerügte. Obgleich es für gebildete Leser überflüssig sein mag, so wollen wir doch einige Beispiele von gar zu wortgetreuer Übersetzung anführen welche dem „Heiligen Russland," *„Holy Russia"* würdig zur Seite stehen.

Tscherenj oder *tschernyi narod* heisst wörtlich: die Schwarzen, das schwarze Volk, *les noirs*, *la gent noire*, worunter man natürlich Pfaffen, *calotins*, *prêtraille* verstehen würde. Die Bedeutung aber ist: Pöbel, Gesindel, *populace, canaille.*

Etwas heisst *tschto ne budj*, wörtlich: was nicht ist. Denken wir uns einen Übersetzer welcher sagen wollte: *daite mnjä tschto ne budj*, geben Sie mir was nicht ist, *donnez-moi ce qui n'est pas.*

Brückengeländer oder Brustwehr heisst französisch *garde-fou*; der Übersetzer von *Swätaja Rossia* würde also auch konsequent sein und entweder *garde-fou* wörtlich durch thörichter Gardist oder durch Narrenhüter wiedergeben. — In welcher Verzweiflung würde

ein Russe, Franzose oder Engländer sein der das hochpoetische und höchst logisch gebildete deutsche Wort „Bekleidungsakademie", das in Dresden die Bewunderung aller Fremden erregt, wörtlich wiedergeben wollte. *Académie d'habillement* oder *Académie habillante — Clothing, dressing academy!*

In dem was Mr. Grenville über die Unordnung, die Unsauberkeit und Trunksucht des Volks sagt, ist leider nur zu viel Wahres, und kein Russe der es gut mit seinem Volke meint, wird diese hässlichen Flecken verbergen, beschönigen oder wegleugnen wollen, im Gegenteil er wird nach den Ursachen derselben forschen um sie wirksam zu bekämpfen, und dann findet er die Quelle dieser, wie vieler anderen Übel, in der Leibeigenschaft, welche die Unordnung und Unsauberkeit hervorgerufen und die Verbreitung der durch das Klima bedingten Trunksucht begünstigt hat.

Der freie Landmann ist sauber gekleidet, er bewohnt ein Haus das sorgfältig gehalten wird, mit gleicher Sorgfalt bestellt er seinen Acker — natürlich, er arbeitet ja für sich, für Weib und Kind, und das was er erwirbt ist sein sicheres Eigentum. Wenn er Leibeigener wäre, die Sicherheit des Besitzes fehlte ihm, sein Herr könnte ihm plötzlich eine andere Hütte, einen anderen Acker anweisen, und alle seine Arbeit und Sorge käme nur Fremden zu Gute. Wozu denn also viel Mühe auf sein Haus verwenden, es sauber halten und wohnlich machen? Er ist seines Besitzes nicht sicher und verbirgt daher die paar Kopeken die er bei Seite gelegt hat ohne den geringsten Nutzen daraus zu ziehen, oder er schlägt sie tot in der

Schenke, er ersäuft sein Elend in Branntwein. — So verfuhr meistenteils der leibeigene russische Bauer; an Ordnung, Wirtlichkeit und Sauberkeit, an den kommenden Tag dachte er nicht; gedankenlos, unvorsichtig steckte er den brennenden Span, welchen er statt eines Lichtes gebrauchte, in eine Ritze seiner halbverfallenen Hütte, brannte sie auf, nun, der Herr musste ihm ein andere bauen; traf ihn Hagelschlag oder Misswachs, ging seine Ernte zu Grunde, der Herr musste ihm Brot geben. Wozu denn für die Zukunft sorgen? Das war ja die Sache des Herrn.

So ist es nicht in Russland allein gewesen, sondern bis zum vorigen Jahrhundert, ja bis zu Anfange des gegenwärtigen überall wo die Leibeigenschaft herrschte, wo die Herren von der Arbeit des geknechteten Volks lebten. Schmutz und Elend sind stets vereint, sie sind unzertrennlich von Unfreiheit, weil der Sklave immer faul, unordentlich und unsauber ist, nur widerwillig arbeitet, nicht allein für seinen Herrn, sondern auch für sich. Die Unordnung und Unsauberkeit seiner Hütte trug der Leibeigene auch in den Palast seines Herrn, so dass dieser endlich selbst daran gewöhnt wurde, oder, wie es bei den russischen Grossen schon seit langer Zeit der Fall war, sich lieber von bezahlten Fremden bedienen liess als von seinen Leibeigenen.

Mr. Grenville kennt doch hoffentlich die Geschichte seines eigenen Landes und weiss dass die Sauberkeit und Ordnung welche ihn jetzt dort umgeben, vor wenigen Jahrhunderten ganz unbekannt waren. Damals roch es

in St. James und Windsor nicht immer nach Rosen. Der König, die Ritter und Edelfrauen hielten das zerstückelte Fleisch in den Händen (die Gabel, eine italienische Erfindung, wurde dort erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt) und warfen die Knochen und Sehnen unter den Tisch, wo sie auf dem Heu das den Fussboden bedeckte, liegen blieben, bis der Haufen so gross wurde dass er zum Tisch heranreichte. Der Geruch welchen diese Überbleibsel verbreiteten war bisweilen unausstehlich, und wenn man den Besuch einer hohen Person erwartete, so wurde der Unrat nicht weggeräumt, sondern mit Heu bedeckt und der Saal geräuchert, damit man den Verwesungsduft weniger spüre. (Ähnliches in Shakespeares: Die bezähmte Widerspenstige, VI, 1: „Ist das Haus gescheuert, Binsen gestreut, Spinngewebe abgefegt?")

Wenn es so in den Schlössern und Palästen der Grossen herging, wie muss es in den Häusern der Bürger und des armen Volkes ausgesehen haben!

Auch im vorigen Jahrhundert scheint die Reinlichkeit, selbst in den höheren und höchsten Ständen der gebildetsten Völker, noch bei weitem nicht so allgemein gewesen zu sein, wenn anders die Anekdoten wahr sind welche man von August dem Starken, Kyau und Pöllnitz erzählt. Bezeichnend ist es doch jedenfalls, dass man die Sauberkeit Lessings bemerkte und ihn deshalb für einen Stutzer hielt, indes Klopstock, wie der Abbé de Gros erzählt, beim König von Dänemark noch in gar seltsamer Kleidung erscheinen konnte. *Il avait un habit rouge,*

*richement galonné qui portait les traces de soupe et de jus, de sorte qu'il en était tout tavelé.**)

Und wie ist es denn heute, ist denn Unordnung und Unsauberkeit bei viel kultivirteren und reicheren Völkern als die Russen in der That so selten wie man es glauben sollte? — Wir wollen nicht von Spanien und Italien sprechen, sondern nur von dem reichen und freien England, wo nicht allein in den untersten Schichten, bei den kleinen Pächtern, Handwerkern und Krämern die Sauberkeit durchaus nicht allgemein, sondern auch bei den besser situirten Klassen oft nur äusserer Schein ist der gar manches verbirgt was eigentlich, den Umständen nach, nicht sein sollte. — Wer jemals *furnished rooms* in London innegehabt hat, weiss auch dass dort Wanzen keineswegs zu den Seltenheiten gehören, fast ebenso wie in Spanien, wo sie in keinem gut organisirten Hause fehlen und gewissermassen die Laren ausmachen.

Wir selbst haben solche in St. James Street gehabt, also in einer der besten Strassen der Stadt, Wanzen, die an Farbe und Grösse den andalusischen gleichkamen,

---

*) Dasselbe bemerkte der Herr v. Friesen der mit Klopstock und einem anderen Herrn im Vorsaal des königlichen Palastes auf eine Audienz wartete. Dabei erzählte er (S. Erinnerungen) ein Geschichtchen, das in anderer Hinsicht charakteristisch ist. Klopstock unterhielt sich sehr eifrig mit einem Herrn, als die Thür geöffnet wurde und man ihn zur Audienz rief. — „Was, sind Sie Herr Klopstock?" fragte der Herr. — „Zu dienen," antwortete dieser. — „Derselbe der die Messiade geschrieben hat?" — „Derselbe," antwortete Klopstock sich verbeugend, indem er natürlich ein Kompliment erwartete, war aber nicht wenig verblüfft als jener ausrief: „Aber mein Gott, sie sprechen ja ganz vernünftig!"

deren Bisse Blasen verursachten. Drei Tage hielten wir die Qual aus, dann nahmen wir andere *furnished rooms* in Pall Mall, wo wir Laren anderer Art fanden, bescheidene kleine hellblonde, welche aber nicht allein das Bett bevölkerten, sondern uns auch nachts von der Zimmerdecke herab überfielen. Als wir einem Freunde unser Unglück klagten und mit Entrüstung über diese Unsauberkeit sprachen, bemerkte er lachend: „Kommen Sie zu mir, ich kann Ihnen mit der grossen und kleinen Species vereint aufwarten; das ist nun einmal nicht anders in solchen Häusern, denn die Reinlichkeit ist hier bei weitem nicht so allgemein, wie man es glauben machen will."

Überall liegen Teppiche, das ist so Landesbrauch, aber sie liegen jahrelang bis sie ganz abgenutzt sind, nie werden sie aufgenommen und gereinigt, und der feine Staub, den sie bergen ist den Lungen weit gefährlicher als der Duft in der elenden Hütte des russischen Bauern der Nase widerwärtig ist. Wir haben in sehr wohlhabenden schönmöblirten Häusern Englands gar oft Fenster gefunden, die so schlecht schlossen, dass wir in der Zugluft zwischen Fenster und Kamin sassen, aus welchem Asche und Rauch hervorwirbelten, ja der Zug war bisweilen so stark, dass er den Teppich lüftete, weil unter demselben die Dielen fingerbreite Spalten hatten. Schön, sauber und ordentlich sah das Zimmer aus, aber — nicht alles ist Gold was glänzt!

In Italien und Spanien wimmelt es überall von Flöhen und Wanzen, in England sind letztere wie gesagt auch nicht selten, und in den russischen Bauernhäusern

und Schenken huschen die Schaben über Tisch und Wände und fallen nicht selten in die Suppe. Ungeziefer überall!

Ist das etwa eine Entschuldigung für die Russen? Gewiss nicht, aber sie können wenigstens das Elend der Leibeigenschaft, in welchem sie aufgewachsen sind, als mildernden Umstand anrufen. Wo jedoch das Volk seit Jahrhunderten frei ist und einen eigenen Herd besitzt, wo es gewohnt ist für sich selbst zu sorgen, wo weder Klima, noch Armut, noch Unkultur die Unsauberkeit hervorrufen und begünstigen, da ist sie doch gewiss noch ungleich tadelnswerter. Jetzt ist das russische Volk nicht mehr leibeigen, es wird auch nach und nach für sich selbst sorgen lernen, es wird einsehn, dass Ordnung und Sauberkeit die Grundlagen der physischen und moralischen Wohlfahrt sind. Nur Geduld, auch andere Völker haben dieselbe Schule des Elends, dieselben bitteren Erfahrungen durchgemacht. — Es hat lange Zeit gewährt bis sie dahin gelangt sind, wo sie sich jetzt befinden.

Aber nachdem wir so unumwunden die Bemerkungen Herrn Grenville's über die Unsauberkeit des russischen niederen Volks in Wohnung und Kleidung als vollkommen richtig anerkannt haben, wird es vielleicht paradox erscheinen, dass wir es in anderer Hinsicht reinlicher nennen als Engländer und Deutsche derselben Klasse. Und doch ist es so.

In Russland haben die Bauern, Handwerker und Kleinbürger den fast religiösen Brauch wenigstens alle vierzehn Tage, wenn nicht gar alle Woche einmal mit ihrer Familie, oder abwechselnd mit einem Teile derselben, ein Bad zu nehmen, „in die Badstube zu gehen," wie

man zu sagen pflegt, wo sie eine Stunde lang und oft noch viel länger in glühendem Dampf, unter immerwährenden Waschungen zubringen, bis sie so rot aussehn wie gekochte Hummer. Dann ziehen sie wieder ihre Lumpen an und sind äusserlich so unsauber wie früher — aber nur äusserlich; sie haben für die Reinlichkeit ihres Körpers und für dessen Gesundheit mehr gesorgt als viel Wohlhabendere und Gebildetere es thun, die umherstolzieren, wie die französischen Soldaten sagen: *en gants blancs mais les mains sales.* — Der Russe kann diesem heilsamen Brauche, dem er sich mit wahrhaft orientalischem Behagen hingiebt, auch viel leichter nachkommen, als es einem anderen möglich ist, denn nirgends, auch in keinem Dorfe, fehlt eine Badstube, und der Preis ist so niedrig gestellt, dass im teuren Petersburg ein Bad nur fünf Kopeken kostet und in kleineren Städten sogar nur die Hälfte. — In England sind Volksbäder nur in den grösseren Städten zu finden und kosten *four pence;* die kleineren Städte besitzen noch keine und in Dörfern ist vollends nicht davon die Rede.

Der Einwand, dass man sich auch zu Hause waschen könne und es auch thut, ist durchaus nicht stichhaltig, denn kein Unbemittelter und noch weniger ein Armer ist im Stande sich in seinem Zimmer den ganzen Körper zu waschen, weil ihm alles Erforderliche dazu fehlt, der Raum, das Wasser und die Kohlen zur Heizung. — In Berlin z. B. haben (nach der neuesten Statistik von Richard Michaelis) vier fünftel der Haushaltungen keinen Dienstboten; mehr als die Hälfte der Bevölkerung hat nur Wohnungen mit einem einzigen heizbaren Zimmer, und tau-

sende von Wohnungen haben gar kein heizbares Zimmer! (Im J. 1867 = 2565 Wohnungen, und im J. 1871 gar 4597.) In den Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer kamen vier Personen, natürlich beiderlei Geschlechts, auf das Zimmer. Übervölkerte Wohnungen, d. h. solche, welche sechs Köpfe in den einzimmerigen Wohnungen und zehn Köpfe in den zweizimmerigen hatten, gab es im J. 1871 zwanzigeinhalb Prozent. Hier ist jedoch der Armen noch nicht gedacht, von welchen viele Tausende in Kellerräumen leben.

Kann unter solchen Umständen von Sauberkeit des Körpers, von allgemeinen Waschungen oder gar von Baden die Rede sein? Die Wasserleitungen sind in den Berliner Häusern auch noch nicht überall eingeführt, und wie sollten Unbemittelte, die keinen Dienstboten haben, zum nötigen Wasser kommen; wie sollten sie, selbst wenn sie das nötige Wasser hätten, in ihren unheizbaren und mit Personen beiderlei Geschlechts überfüllten Zimmern ihre Waschungen vornehmen? Und doch denkt das Gehirn der Welt nicht an Badehäuser *à la Russe*, wo man sich für eine Kleinigkeit, die nicht die Kosten einer „Blonden" erreicht, den Luxus eines Bades gestatten kann, was doch der Gesundheit so notwendig ist.

Diese ungünstigen Berliner Verhältnisse werden jedoch noch weit von denen Londons übertroffen. In dieser Riesenstadt, von der Tennyson singt: „*Every minute dies a man, every minute one is born*," haben auch Reichtum und Armut riesige Dimensionen, und wenn der erstere oft an die Schätze von „Tausend und eine Nacht" erinnert, so ist die letztere auch so entsetzlich, so grauen-

haft, dass selbst die Feder eines Dante kaum genügte um sie zu schildern. — Daran hätte Herr Grenville denken sollen, ehe er über Armut und Unsauberkeit des russischen Volks seinen Spott ausgoss, dann würde er gesehen haben, dass die Unsauberkeit der Engländer in den niederen Klassen diejenige der Russen doch trotz ihrer besseren Kleidung bei weitem übertrifft. Wir sprechen nicht von den zweihunderttausend Menschen, welche täglich in London aufstehen ohne zu wissen wovon sie den Tag über leben, noch wo sie die nächste Nacht schlafen werden; nicht von den zweimalhunderttausend weiblichen Geschöpfen, welche abends und nachts selbst die Hauptstrassen der Stadt unsicher machen und die vorübergehenden Männer anfallen um nur ein Stück Brot zu erhaschen; nicht von den vierundachtzigtausend Menschen, welche im November vorigen Jahres von öffentlicher Unterstützung lebten, ungerechnet diejenigen, welche sich in den Armenhäusern befanden; nein, wir sprechen nur von der Million, welche die *small people* ausmachen, kleine Handwerker, arme Arbeiter, Tagelöhner etc. die mit ihren zahlreichen Familien zusammengepfercht in ihren Häuschen leben und in den beschränkten Räumen, bei den hohen Kohlenpreisen, sich gewiss nur selten die Wohlthat einer allgemeinen Waschung gestatten können. Daran hätte Herr Grenville denken sollen.

Was die Trunksucht anbelangt, so kann nicht geleugnet werden, dass der Russe diesem Laster ergeben ist; wir glauben jedoch dass er mässiger ist als er scheint, mässiger als andere Nordländer. Freilich sieht man an Sonn- und Festtagen viele Betrunkene, besonders während

des Carnevals. Man bedenke aber auch, dass der Russe die Fasten sehr streng beobachtet, weit strenger als die Anhänger der römischen Kirche; und während der Fasten, die einen grossen Teil des Jahres ausmachen, ist ein Betrunkener nur als seltene Ausnahme zu finden. In England aber, wo es keine Fasten giebt, erscheint die Trunkenheit nicht, wie der Kladderadatsch, täglich, mit Ausnahme der Wochentage, sondern täglich, inklusive Sonntag. An diesem Tage sind die Bäckerläden zwar geschlossen, die Ginpaläste aber offen. In Russland sind die Schenken elende, ärmliche, finstere, fast einzig und allein in abgelegenen Strassen befindliche Häuser, wie sie nur für die niedrigsten Klassen passen, die sie besuchen; in England hingegen sind die *Drinking houses* und *Ginpalaces* in den Hauptstrassen der Städte zu finden, sie sind gross, hell, mit Gas erleuchtet, reich mit Marmor und Bronze verziert, ein Beweis, dass sie nicht nur vom Pöbel besucht werden, der zu arm ist um solchen Luxus zu fordern und zu bezahlen.

Intoxication und *Drunkenness* sind stereotype Rubriken in den englischen Zeitungen, *Delirium Tremens* ist eine Erscheinung, die in keinem anderen Lande Europas so oft vorkommt wie in England, und nicht nur in den niederen Schichten, sondern auch in den *better classes.*

Im Anfange dieses Jahrhunderts war die Trunksucht in den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen so verbreitet, dass sie ganz unbemerkt blieb; man musste trinken und viel trinken können um für einen Gentleman gehalten zu werden, und manche Herren, besonders Marineoffiziere zeichneten sich durch eine ganz fabelhafte Virtuosität da-

rin aus. Das ist jetzt anders geworden; man prahlt nicht mehr damit ein paar Flaschen Rum, oder ein halb Dutzend Flaschen *Sherry* oder *Port* leeren zu können ohne liegen zu bleiben, aber doch wird dort in der edlen Trinkkunst noch immer Grosses geleistet, und Grog ist nicht allein sehr vielen Gentlemen ein tägliches Bedürfnis, sondern *brandy and water* (letzteres oft nur in homöopathischer Dosis, oder ganz vergessen) mundet auch schönen Lippen bis in die allerhöchsten Kreise hinauf. Und dass auch ein Gläschen Schnaps bisweilen hinter die Spitzenkrause gegossen wird — etwas das weder in Russland noch in irgend einem anderen Lande Europas bei Frauen vorkommt die Spitzen tragen — erhellt aus folgendem Artikel den wir dem „*Herald*" vom 15. Oktober 1861 entnehmen.

„*We had occasion to notice the prevalence of drinking among ladies at our watering-places; but it is not alone at the watering-places that the ladies thus indulge. At their own homes, at the shops and at those public nuisances called ladies restaurants, they are accus tomed to drink liquors. The sight of a tipsy and intoxicated woman is not uncommon at the sea-side, and it is by no means extraordinary in the cities. We have the best authority for stating that some of our most elegant ladies will pass this summer, not as usual in watering-places but at an asylum for inebriates, and we assert upon the same authority that the vice of fashionable drinking is now more prevalent among the ladies than among the gentlemen. Some ladies, it appears, trace their degredation to a natural appetite for liquors, others to a taste acqui-*

red from having had it prescribed for them by their physicians. Once developed, the feminine nature succumbs to this vicious taste far more completely than the masculine, for men have so many pursuits to withdraw them from the tempter, so much outdoor exercice, and besides they can drink in public and consequently have a check upon the amount of their drinking. The ladies drink in secret; they have private bottles hidden about the house in spite of the vigilance of doctors, nurses, husbands and fathers. Certain dressmakers make it a point to furnish their customers with drink, and some of the most fashionable „maisons de modes" are in fact fashionable drinking houses. In some shops bottles of wine are also kept on hand for lady shoppers; and in others the merchants allow their boys to be sent to the nearest barrooms for liquor when ladies desire it. In dressmakers bills the significant item „small trimmings" often covers up the expenses of liquors which the lady had ordered through the modiste who pandered to hir vitiated taste etc.

Wollte Herr Grenville diese Angaben etwa für ganz entsetzlich übertrieben und verleumderisch oder für ganz unwahr erklären? Uns wäre es lieb, wenn er recht hätte, denn wir haben sehr triftige Gründe seine schönen Landsmänninen ganz besonders zu achten und zu lieben. Doch würde ihn sein Widerspruch in ein etwas schwieriges Dilemma versetzen, denn wie kann er erwarten, dass man ihm glaube was er über ein fremdes Volk sagt, das er nur sehr oberflächlich kennen gelernt hat, dessen Sprache ihm unbekannt ist, und Fremden nicht gestatten für wahr zu halten, was einer seiner Landsleute über sein eigenes

Volk sagt? Dürften wir nicht annehmen, dass seine Behauptungen wie sein Leugnen gleichen Wert haben?

Wenn dem Titel des Buches nur ein einziges Wort hinzugefügt wäre, wenn es hiesse: *a Rhapsody by Mr. Grenville-Murray*, so würde das für Klarlegung des Inhalts und zur Orientirung des Lesers viel beigetragen haben. Rhapsodie hat nämlich im Englischen nicht dieselbe Bedeutung wie in anderen Sprachen. *We English*, sagt der *Rev. Mr. Baines, do not keep the greek meaning of rhapsody, we intend something extravagant and disjointed, the contrary to a sober, well arranged discourse, sometimes even a fit of craziness.*

Damit ist auch die Grenville'sche Elucubration vollständig bezeichnet, wobei freilich noch immer die Frage ungelöst bleibt, ob es nur grenzenlose Eitelkeit ist, welche den Verfasser hinreisst von Dingen zu sprechen, von denen er auch nicht die entfernteste Ahnung hat, ob ein *fit of craziness*, oder *ignorance*.

Wie lässt es sich nur erklären, dass er so ungereimtes Zeug niederschreibt wie folgendes: „Alle höheren Offiziersstellen werden vom Adel eingenommen, der Bürger kann nur bis zum Major avanciren."

Wahr ist nur, dass in Russland, wie in Deutschland und Österreich, die Mehrzahl der Offiziere aus Adeligen besteht, aber dass das Avancement der Bürgerlichen limitirt sei, dem widersprechen Thatsachen, die niemandem unbekannt sein dürfen, der ein Buch über Russland schreiben will. Herr Grenville sollte doch wissen, dass der Verteidiger von Sebastopol, der Sieger von Plewna, der jetzt in den Grafenstand erhobene General Totleben, der Sohn

eines Kaufmanns in Mitau ist; dass der Feldmarschall Barclay de Tolly — von Alexander I in Paris in den Grafenstand erhoben — Sohn eines Ratsherrn in Riga war; dass Admiral Baranoff, längere Zeit Gouverneur der jetzt an die vereinigten Staaten abgetretenen amerikanischenInseln, sich vomMatrosen hinaufgedient hat; dass einer der gemeinen Soldaten, die zu Anfange dieses Jahrhunderts zu Obersten avancirten, Skobeleff hiess, dessen Sohn jetzt General und dessen Enkel der Eroberer von Fergana ist, derselbe heldenmütige General Skobeleff, von welchem auch englische Offiziere mit Bewunderung sprechen. Und viele andere Namen liessen sich diesen noch hinzufügen!

Er sagt ferner: die Juden hätten früher keine Zeugenschaft in Prozessen ablegen können, keine Synagogen haben dürfen und aus jeder Familie ein Kind zu christlicher Erziehung abgeben müssen (!!!) Das sei zwar seit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander abgeschafft, aber doch müssten die Juden auch jetzt noch eine besondere Kleidung tragen, die sie vor ihren andersgläubigen Mitbürgern auszeichnet (!!!)

Das Costüm der Juden in russisch Polen, Litthauen und den Ostseeprovinzen ist identisch mit demjenigen ihrer Glaubensgenossen in Posen, Galizien und Rumänien; diese Tracht ist zum Teil noch dieselbe, die sie aus dem Oriente mitgebracht haben und welche im Mittelalter fast vom ganzen christlichen Europa angenommen wurde, zum Teil aber auch derjenigen ähnlich, welche die Polen von den tatarischen Eroberern adoptirt hatten. Nach tatarischer Sitte trugen diese nicht allein einen langen Kaftan mit

einem breiten Gürtel, an welchem die Karabella, ein krummer Säbel, hing, sondern auch den Kopf glatt rasirt mit einem Schopf auf dem Scheitel, worauf vielleicht der noch heute bei den dortigen Juden bestehende Brauch sich den Kopf zu scheeren und ein Käppchen unter dem Hute zu tragen, zurückzuführen ist.

Herr Grenville spricht auch über Erziehung und Unterricht in Russland und sagt u. a.: „Von den sechs Schulräten sind gewöhnlich drei Militärs (!), zwei ehemalige Professoren und einer ist Polizeibeamter (!!) Die Lehrer und Professoren sind in neun Rangklassen eingeteilt, die höchste ist die der Staatsräte und entspricht der höchsten Klasse der Tschinowniks, die unterste, die der Secretäre ist der vierzehnten Klasse gleich. Damit der russische Lehrer sich stets seiner Stellung bewusst bleibe, muss er eine Uniform tragen, auf welcher die Zeichen seines Rangs deutlich angebracht sind."

Wie er es nur fertig gebracht hat in so wenigen Zeilen so viele Platitüden zusammenzudrängen! Wenn er sich in der That hätte unterrichten wollen über das, was ihm in dem unbekannten Lande fremd erscheinen musste, so würde er leicht erfahren haben, dass die Professoren und Lehrer an den Universitäten und öffentlichen Schulen dem Unterrichtsministerium angehören, daher kaiserliche Beamte sind wie die Angehörigen aller anderen Ministerien.

Der Typus des Tschin könnte in der Rangordnung der Beamten des römischen Reichs unter Diocletian und Constantin gesucht werden (S. *Notitiae dignitatum utriusque imperii* vom Anfang des 5. Jahhrunderts.) Der praktische

Ursprung jedoch würde in der goldenen Bulle zu finden sein, nach welcher die Doktoren, Professoren und Kanzler das Recht hatten Degen und Sporen zu tragen und mit den Rittern gleichen Schritt zu halten. Es war eine Huldigung, welche man der Wissenschaft darbrachte, sie gewissermassen adelte durch die Gleichstellung gebildeter Männer mit Kriegern, ein durchaus germanischer Gedanke und heute noch in voller Kraft im grössten Teile Deutschlands. Dänemark hatte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine solche Rangordnung angenommen, um die Macht des hohen Adels zu brechen, und durch Peter d. Gr. kam der Tschin nach Russland, wo er ein mächtiges, civilisatorisches Moment war, indem er auch hier den Soldaten zwang, die Wichtigkeit des Civildienstes anzuerkennen. Die rohen Bojaren mussten sich vor der Macht des Wissens beugen und die Herrschaft der Bildung über die brutale Kraft anerkennen, denn das Universitätsdiplom allein verlieh schon einen Tschin, mit welchem immer Adelsrang und Adelsrechte verbunden waren, bald persönlich, bald erblich; der Adel war somit Jedem erreichbar und konnte keine besondere Kaste bilden. Der Sohn eines Bauern oder Handwerkers, welcher einen Tschin besitzt, sei es kraft eines Diploms oder in Folge einer gewissen Reihe von Dienstjahren im Civilfache, steht über einem Grafen oder Fürsten, welcher nicht studiert hat, oder weniger Dienstjahre zählt als jener. In Russland ist der Adel nichts als ein leerer Titel, der durchaus keine besonderen Vorrechte gewährt; der Tschin ist alles, und nur diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, dass das Land seinen demokratischen Charakter behalten konnte.

Alle Beamten tragen Uniform, wenn sie Dienst haben, d. h. wenn sie in ihrer Kanzlei oder Klasse, in ihrem Bureau oder Hörsaale ihrem Amte obliegen, sonst nicht. Die Uniform ist ein einfacher Rock mit Metallknöpfen und trägt keinerlei Abzeichen des Dienstranges oder der Klasse; Minister, Präsident, Direktor, Universitätsprofessor oder Gymnasiallehrer sind daher von den Beamten desselben Ministeriums nicht zu unterscheiden. — Wie man das tadeln oder gar lächerlich finden kann ist unbegreiflich, besonders wenn ein solcher Spott von einem Engländer herrührt, auf dessen Universitäten — ob wohl Herr Grenville jemals eine solche gesehn? — für Studenten und Professoren noch die altertümliche Toga verbindlich ist, und der in seinen Gerichtssälen neben der Toga sogar noch die Perrücke festhält! Da ist uns doch die Uniform lieber, sie ist weder lächerlich noch unbequem. Auch für die Zöglinge der mittleren und höheren Schulen ist eine einfache Uniform, wie sie in Frankreich gebräuchlich ist, nur empfehlenswert; sie ist wohlfeil herzustellen, leicht in Ordnung zu halten, lässt den Unterschied zwischen der reichen und unbemittelten Jugend nicht hervortreten und gewöhnt endlich auch an die Militäruniform, welche die Knaben und Jünglinge in nächster oder allernächster Zeit tragen müssen, da die allgemeine Wehrpflicht doch überall eingeführt ist.

* * *

Russland ist nur zu reich an Fehlern und Mängeln aller Art, das wissen die Russen am besten, sie fühlen es schmerzhaft und gestehen es auch unumwunden. Aber neben dem Übel ist doch auch einiges Gute bei ihnen zu finden, denn kein Land, sei es welches es wolle, ist nur ein Sammelplatz von Übeln, und wenn Fremde, Deutsche, Franzosen und Engländer in Russland nach Fehlern suchen, nur schwarze Punkte sehn wollen, so ist das ihre Sache. Aber wenigstens müssen sie dabei ehrlich verfahren, nicht alles übertreiben, nicht unwahr sein, sonst machen sie sich lächerlich und verächtlich, und kein vernünftiger Mensch glaubt ihnen.

Das ist das Schicksal des Herrn Grenville-Murray, er übertreibt, verzerrt die Wahrheit bis zur Unkenntlichkeit, oder ist ganz direkt unwahr, gleichviel ob aus Unwissenheit oder Gehässigkeit, und fordert dadurch ebensowohl die Kritik heraus*) wie einen Vergleich mit seinem

---

*) Man liest in Fr. v. Löher's: „Ausflug nach Russland": „Grenville-Murray erzählt: Dort lägen die Städte fünf Stunden vom Bahnhofe entfernt und es komme wohl vor, dass hungrige Wölfe den Reisenden verfolgten, wenn er vom Bahnhofe nach einer Stadt fahre .... Was in Russland nicht ausdrücklich erlaubt sei, sei verboten ..... Betten seien so gut wie unbekannt ..... eine erträgliche Cigarre koste eine Mark, und Kaiser Nicolaus habe zwei Millionen Menschen nach Sibirien verschickt. Das machte also, da er gegen dreissig Jahre regierte, auf jeden Tag 180 Menschen! — Die Russen hatten ihren Spass über solche Albernheiten, und das andere, was der Verfasser eben so wahr als scharf geschrieben hatte, machte um so weniger Eindruck. Es war aber diese Schrift so recht ein Ausfluss rohen englischen Hochmuts und jener

eigenen Lande. — Dass dieses in vielen, sehr vielen Dingen über Russland steht — welcher Russe wollte das nicht bereitwillig und mit Achtung anerkennen? Hat doch England schon eine hervorragende civilisatorische Rolle in der europäischen Geschichte gespielt ehe Peter der Grosse sein Volk in Europa einführte. Aber deshalb ist England noch lange nicht vollkommen, und auch die Engländer haben Fehler, sonst wären sie ja Engel, das unnützeste Geflügel das sich denken lässt, denn es erfreut den Menschen weder durch seinen Gesang, noch taugt es etwas als Braten. Nun sind zwar die Engländer was den Gesang betrifft unleugbar den Engeln gleichzustellen, nicht aber als Braten.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein Canadier nach London gebracht, und da er einige Worte Französisch sprach war er bald der Löwe des Tages. Er befand sich einst in einer zahlreichen Gesellschaft, wo man ihm ganz ausserordentlich den Hof machte und mit ihm über sein Land sprach. — Eine Dame fragte ihn unter anderem ob er den englischen Bischof gekannt hätte, der vor einigen Jahren dort getötet und von den Wilden aufgefressen worden war. — „*Oui*," antwortete er ganz gravitätisch — „*moi en avoir mangé. — — Être très-bon, Anglais rôti*" — fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, indem er sich die dicken Lippen leckte und die Dame mit unverkennbarem Appetit betrachtete.

---

pharisäischen Methode blindlings zu verläumden, wenn es Altengland nützen kann."

Auch Voltaire schien den Geschmack des Canadiers zu teilen, denn als man ihn nach seiner Rückkehr aus England fragte: *Comment avez-vous trouvé la chère la-bàs? — Très-ferme et très-blanche*, antwortete der entsetzliche Mensch, indem er *chère* mit *chair* verwechselte.

Les extrêmes se touchent, heisst es ja mit Recht, und so wie wir von der Rothaut auf Voltaire zu sprechen kamen, so kehren wir auch von diesem zu Herrn Grenville zurück.

Ohne Vorstudien, von Eitelkeit verblendet und verwirrt, von Vorurteilen befangen ging er nach Russland, wo er alles durch eine falsche Brille betrachtete und daher auch unfähig war die Wahrheit zu sehn, die Verhältnisse zu erkennen, zu würdigen und ihnen Rechnung zu tragen. Er sah alles verzerrt wie in einem Hohlspiegel, überall nur das eigene Bild, dasjenige, welches er in sich trug; seine Eindrücke kamen ihm daher auch nicht von aussen, er hatte sie fertig mitgebracht, und das Zerrbild, welches er schuf, musste notwendig sein eigenes sein, das Bild das Malers, nicht des Gemalten. Sein Buch ist nicht ein Irrtum, sondern eine Unsittlichkeit, es ist das Produkt bewusster Gehässigkeit und Lüge, ein tendenziöses Machwerk, von einer Partei inspirirt oder bestellt und daher auch nicht Licht verbreitend, sondern das Dunkel nur vermehrend.

Wir kennen die Engländer, ihre Sprache, Literatur und Geschichte, wir achten und schätzen sie hoch, wir lassen ihrem Charakter, ihren grossen, bewundernswerten Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren, nichts desto-

weniger haben auch sie, wie gesagt, ihre Fehler und Mängel, ihre schwarzen Punkte.

Einige unzusammenhängende Bemerkungen mögen dies darthun, und zwar werden wir die lichtvollen Seiten ihres Charakters nur nach eigener Erfahrung zeichnen, für die Schattenseiten aber sie selbst sprechen lassen. Wir berufen uns nur auf ihre Geschichte, Literatur und Presse, oder auf Zeugnisse ihrer eigenen Staatsmänner und Gelehrten.

ENGLAND.

Es giebt hier kein juste-milieu, weder im Parlamente noch in der Gesellschaft; man ist Tory oder Whig, weiss oder schwarz, und verändert man seine Stellung oder seine Farbe, so geschieht es nicht allmählich, sondern man fällt oder stürzt von rechts nach links, von links nach rechts. So scheint es immer gewesen zu sein, denn schon Swift sagte: Wir sitzen entweder auf dem Dache oder im Keller.

(Niebuhr.)

We are a selfish people, I confess, and I do believe that what in other countries is called „amor patriae" is amongst us nothing but a huge conglomeration of love of ourselves; but I am glad of it, I like shelfishmen: there 's good sense in it. Good nature is quite „mauvais ton" in London, and really it is a bad style to take up and will uever do.

(Aus den Briefen eines Verstorbenen.)

Dans tout ce qui touche aux relations de l'Angleterre avec les nations étrangères, sa mobilité, son ingratitude, ses enthousiasmes étranges, l'âpreté de son égoïsme, l'abus de sa propre force, son mépris odieux pour la faiblesse d'autrui, son indifférence absolue pour la justice quand cette justice ne lui offre pas d'intérêt à servir, ou de force à respecter, en voilà plus qu'il n'en faut pour armer contre elle l'indignation des âmes honnêtes.

(Le Cte. de Montalembert.)

Vorzüglich bewaffnet, vermöge ihres Goldes durch Kundschafter immer gut unterrichtet, im Besitze der geistigen Ueberlegenheit und durch das Bewusstsein einer höheren Cultur gestählt, waren sie gewohnt, wenige gegen viele zu fechten. Aber ihre Kämpfe waren immer nur Mittel, nie Zweck. Dem Kriege auszuweichen, schon weil er so theuer ist und wenig einbringt, das Ziel durch Klugheit zu erreichen, die Diplomatie, und am rechten Ort das Gold arbeiten

zu lassen, bei ungünstiger Weltlage Beleidigungen ruhig hinnehmen, dagegen kaltherzig zur Herbeiführung guter Gelegenheiten wirken und den Zeitpunkt abwarten, Verwicklungen einfädeln, dann aber die Hand herausziehen, neutral bleiben, aber beiden Theilen Waffen liefern; während heissblütige Idealisten sich schlagen, über beide kämpfende Theile reale Vortheile einheimsen, die Kräfte der Streitenden sich erschöpfen lassen, um beim Friedensschluss ungeschwächt dazustehen und dessen Bedingungen zu dictiren, kurz, mit fremden Ochsen den eigenen Acker bestellen — das verstand noch ein jedes echte Handelsvolk.

(Dr. Alexander Peez.)

Der Insularismus.

Jeder Engländer ist eine wandelnde Insel, er trägt sein Vaterland an seinen Schuhsohlen mit sich.

(Jean Paul.)

Überall ist man verschwenderisch mit langen Reden und schönen Phrasen, vergiesst Ströme von Tinte, predigt, singt und tanzt, wenn es humanitären oder religiösen Zwecken gilt; aber thätig eingreifen, pompöse Worte durch die That unterstützen, Arme besuchen, mit ihnen die heilige Schrift lesen, Kranke pflegen, dem Alter die letzten Lebenstage erträglich machen, Waisen eine Zufluchtsstätte bieten und für ihre Zukunft sorgen, die Gefallenen dem Laster entreissen und tausend ähnliche Dinge mehr — zu all diesen heiligen Zwecken Opfer bringen an Zeit und Geld, das sieht man in keinem Lande der Welt in so grossartigem Massstabe wie in England. Die Summen, die dort zu wohlthätigen Zwecken ausgegeben werden, sind so ungeheuer, dass sie die Einkünfte von Königreichen übersteigen. — Aber das ist noch nicht alles; ebenso ungeheure Summen werden ausser Landes verwandt: Missionäre, Bibelgesellschaften, Versuche zur Bekehrung der Heiden, Mohamedaner und Juden, und endlich noch direkte Unterstützung Notleidender in fremden Ländern nehmen Summen in Anspruch, so gross,

dass man sich auf dem Kontinente gar keine Idee davon machen kann.

Da mag vielleicht bisweilen auch etwas Humbug im Spiele sein, orthodoxes Kirchentum, oder Eitelkeit, aber doch wäre es ungerecht diese Gefühle und Ideen für die Haupttriebfeder der Mildthätigkeit, für allein massgebend zu halten.

Ein gewisser Mr. Jones sagt zwar: „Man nehme den Engländern nur die Presse, welche pomphaft berichtet, dass Lord A., Lady B. und Miss C. so und so viel Pfund, Schillinge und Pence den *poor Irishmen* geopfert haben, und ihr werdet sehn was ihre Mildthätigkeit ist. Kein *penny* wird mehr aus ihrer Tasche herauskommen!“ — Aber Jones ist Irländer, es wäre daher vergebens, von ihm Gerechtigkeit oder Unparteilichkeit gegen Engländer zu erwarten. Um seine Behauptung zu widerlegen, genügt es anzuführen, dass jährlich viele Tausende anonym zu mildthätigen Zwecken gezeichnet werden, von Unbekannten, deren Namen auf keiner Liste figuriren, dass hier von Eitelkeit also auch nicht die Rede sein kann.

Andere sagen: die Engländer haben leicht geben, sie sind reich, auch lassen sie sich nicht durch das Bedürfnis allein bestimmen, sondern folgen vielmehr ihren Sympathien, oder sie haben politische Zwecke im Auge, u. dergl. mehr.

Ja, die Engländer sind reich, reicher als irgend ein anderes Volk der Welt und können daher in der That auch leichter grosse Summen zu mildthätigen Zwecken hergeben, aber doch ist nicht wegzuleugnen, dass andere Völker auch relativ weniger opferfreudig sind. — Ebenso-

wahr ist es, dass sie sich nur zu oft durch politische Gefühle oder Zwecke leiten lassen, z. B. für die von Wassersnot heimgesuchten Ostpreussen gar nichts, für die Franzosen aber, die von demselben Unglück getroffen wurden, sehr viel gethan haben; dass selbst die Königin während des letzten Kriegs genau dieselbe Summe für die fremden Türken zeichnete, wie als „Kaiserin von Indien" für ihre Hindus, als diese zu hunderttausenden dem Hungertode erlagen. Doch auch das darf uns nicht abhalten, die britische Grossmut anzuerkennen, denn wer von uns vermag sich ganz frei zu machen von aller Sympathie oder Antipathie und nur die Leiden und Bedürfnisse unserer Nebenmenschen im Auge zu haben? — Mäkeln wir daher nicht am Wohlthätigkeitssinn der Engländer, suchen wir nicht ihre Verdienste zu schmälern und ihre Überlegenheit auf diesem Felde wegzuleugnen — es würde besser sein sie nachzuahmen.

Aber eben weil wir diese Tugend, welche sie nicht durch hohle Worte, sondern durch die That beweisen, gern und unumwunden anerkennen und sie nur hervorheben, wenn es gilt sie gegen diejenigen zu verteidigen, welche sie anzweifeln, war unser Erstaunen gross als wir die englische Redensart kennen lernten: *cold as charity* — kalt wie die Mildthätigkeit. — Vergebens fragten wir diejenigen, welche sich dieses Wortes bedienten, nach der Bedeutung und dem Ursprung desselben, sie wussten es nicht, sie hatten nie darüber nachgedacht, gebrauchten es ohne zu ahnen, dass jeder einen Widersinn darin finden musste, der die Mildthätigkeit als Ausfluss eines warmen Herzens betrachtet. — Sollte es

denn möglich sein, dass das englische Volk immer und immer nur nach Zweckmässigkeit handelt, in allen Dingen dem Gesetze des kalten Verstandes folgt und das Leben nur wie ein Rechenexempel betrachtet? — Das kann nicht sein — ihr inniges herzliches Familienleben und ihre Poesie scheinen doch das Gegenteil zu beweisen.

Da machte uns ein Schottländer auf gewisse Thatsachen aufmerksam, die zwar jene seltsame Redensart nicht erklären, sich aber doch vielleicht indirekt darauf beziehen und einiges Licht darüber verbreiten dürften.

Die guten wie die bösen Eigenschaften des Briten, seine Tugenden und Laster, sein Charakter, alles ist eine notwendige Folge der insularen Lage des Landes; in allem findet sich der „Insularismus", wie schon Thackeray sagte, wieder. — Die Engländer, welche vor drei oder vier Generationen nach den Inseln der Südsee ausgewandert sind, leben heute noch völlig unverändert in ihren Urenkeln fort; diese sind so, als ob sie erst gestern aus dem Mutterlande gekommen wären, indes die Nordamerikaner, die ja auch in ihrem Hauptstocke Engländer sind, sogar in den Staaten, wo sie sich unvermischt erhalten haben, doch nicht mehr als Engländer zu erkennen und den Deutschen und Skandinaviern viel ähnlicher sind als ihren ehemaligen Landsleuten. Nicht allein ihr Äusseres hat sich verändert, sondern ihr ganzes Sein, Denken, Fühlen und Streben ist ein anderes geworden, von demjenigen ihrer Ahnen völlig verschieden. Der grosse Kontinent, der jetzt das Vaterland des ehemaligen Engländers ist, hat ihm das ursprüngliche Insulanertum abgestreift, er ist in vielen Dingen kosmopolitischer, allgemein menschlicher geworden, als er

es früher in den engen Grenzen seines Landes hätte sein können.

Vergleichen wir, als näher liegende Illustration, die Bewohner des europäischen Festlandes mit den Engländern.

Auf dem Kontinente sind die Häuser gross, von drei, vier, in Paris und Petersburg bisweilen von zwanzig oder dreissig Familien bewohnt. Die Zimmer sind ineinandergehend und die Thüren in der Regel offen, so dass es den einzelnen Familiengliedern fast unmöglich ist sich von einander abzusondern und zu isoliren, sie sind daher auch zu gegenseitigen Rücksichten gezwungen, so dass diese zur Gewohnheit und endlich gar zur Natur werden. — Auch die verschiedenen Familien, die das Haus bewohnen, sind, obgleich sie sich gewöhnlich gar nicht kennen, einander doch nicht absolut fremd, sie begegnen sich bisweilen beim Aus- und Eingehen, sie sind auf Grusskomment und immer zu einigen, wenn auch noch so geringfügigen und oberflächlichen gegenseitigen Rücksichten genötigt. Oft sind in einem solchen Hause Reiche und Arme, Hohe und Niedere beisammen, sie haben keine Gemeinschaft mit einander, aber sind doch nie absolut getrennt; wenn im Laufe der Zeit auch keine Annäherung stattfindet, so nähern sie sich doch nach und nach in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten.

Ebenso verhält es sich mit den verschiedenen Ländern und Völkern des Kontinents. Man hat die Grenze noch nicht überschritten und hört schon fremde Laute, man sieht fremde Sitten und Gewohnheiten; man ist schon im fremden Lande und hört noch seine eigene Sprache, sieht

noch viel Heimisches. Schleswig, Pommern, Schlesien, Posen, Elsass und die Rheinprovinzen sind Übergangs- und Bindeglieder zwischen Deutschen, Skandinaviern, Österreichern, Slaven und Franzosen. Nicht die Natur scheidet hier die Völker von einander, die Politik allein zieht die Grenzen, welche steten Schwankungen unterworfen sind; die politischen Grenzen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind nicht diejenigen von heute, und wer möchte behaupten, dass sie nach hundert oder zweihundert Jahren noch dieselben sein werden? — Die Völker können einander bekriegen, dann sind ihre Leidenschaften aufgeregt, im Frieden kann jedoch von Geringschätzung, von mitleidigem oder hochmütigem Herabsehn auf einander die Rede nicht sein; sie sind und bleiben durch gute Nachbarschaft verbunden, hier mit grösserer, dort mit geringerer Sympathie, oder sie gehn im schlimmsten Falle gleichgiltig neben einander her.

Wie anders ist es in England, dessen natürliche, ewige, unveränderliche Grenze das Meer bildet, das Volk von der übrigen Welt trennt und auf sich allein zurückweist. Da ist kein unmerklicher Übergang von einer Sprache zur anderen, keine Nüancirung der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, man hört und sieht nichts anderes als sich selbst, als sich allein, und alles Denken und Fühlen richtet sich nur auf das eigene Ich, ohne durch ein anderes gestört zu werden. — Auch die Familie ist dort nur auf sich allein angewiesen, jede bewohnt ihr eigenes Haus, dessen verschlossene Thür es zu einer einsamen Burg macht, die niemand ohne Parlamentiren durch Glocke oder Hammer betreten darf, was daher auch dem Eigen-

tümer das Recht giebt zu sagen: *My house is my castle* oder — *my kingdom.* — In einem solchen Hause giebt es keine in einandergehende Zimmer, sie haben keine Verbindungsthüren — wie das Haus, so ist auch jedes Zimmer eine Burg, die niemand ohne Erlaubnis des Bewohners betreten darf. — Jedes Familienglied ist allein und richtet sich ein, wie es ihm gefällt, ohne sich von irgend jemand stören zu lassen — niemand tritt in ein Zimmer ohne angeklopft zu haben. — Die Gewohnheit auf sich selbst angewiesen zu sein, die Notwendigkeit für sich selbst und für sich allein zu sorgen, entwickelt die individuelle wie die nationale Energie, das Bewusstsein des eigenen Rechts und die Achtung des Rechts Anderer, wodurch das eigene gesichert wird. Der Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit ist daher auch bei keinem Volke so ausgeprägt wie bei den Engländern.

Aber die Abgeschlossenheit erzeugt auch den Egoismus, das Ich mit einem grossen I, das alles nur auf sich bezieht, das nur Sich im Auge hat, dem alles fremd und untergeordnet, ja bisweilen sogar feindlich erscheint, sobald es nicht den eigenen Interessen dient. — Das Gesetz befiehlt *poor rate* zu zahlen und für Kranke und Bedürftige zu sorgen, und man gehorcht dem Gesetze; das Interesse gebietet auch fremden Unglücklichen beizustehen, denn man kann sie ja nicht ganz verkommen lassen, man kann sie einmal nötig haben. Aus demselben Grunde muss auch das Tier geschützt werden, das nützliche Dienste verrichtet, und da man durch natürliche Abgeschlossenheit, sowie durch Brauch, Sitte und Gewohnheit den Fremden fern steht und sie als unter-

geordnet betrachtet, mit ihnen nur verkehrt so weit es das eigene Interesse gebietet oder gestattet, so werden auch sie vor Unbill geschützt; sie stehen unter dem Schutze des Gesetzes, nicht weil es die Moral gebietet, sondern aus Nützlichkeitsgründen. Sobald das Interesse direkt oder indirekt gefährdet ist, oder auch nur gefährdet sein könnte, so ist der Fremde ein Feind, das Nützlichkeitsprinzip allein hat Geltung — ganz wie das Tier auch nie unnütz getötet werden darf, wohl aber wenn es im wahren oder vermeintlichen Interesse des Besitzers liegt.

Die Teleologie ist also am Ende doch — vielleicht unbewusst — die Grundlage alles Denkens und Handelns des Engländers; ihr muss sich auch das Gefühl unterordnen — die Mildthätigkeit muss überlegt, kalt und bedächtig, muss ein *investment* sein.

Es kann nicht geleugnet werden, dass der Mensch stets ein Produkt der Verhältnisse ist, dass sein Charakter so wie sein Herz das Gepräge dieser Verhältnisse tragen, und dass sich seine Gefühle, sein Wirken und Handeln darin widerspiegeln. — Ein von Fremden aufgenährtes Findelkind gleicht nicht einem Kinde das sorgsam und liebevoll in der Familie auferzogen worden ist, ein einsamer Hagestolz, der nur für sich sorgt, gleicht nicht dem zärtlichen Gatten und Vater, dessen ganzes Sinnen und Trachten von dem Gedanken an Weib und Kind absorbirt wird. Und wenn der oben geschilderte Unterschied zwischen Insulanern und Festländern begründet erscheint, wird man auch zugeben, dass der Egoismus der seelische Insularismus des Engländers, ganz natürlich ist. Der Egoist ist sich selbst Zweck, er kocht ein

Ei am Feuer, welches das Haus seines Nachbarn verzehrt und bleibt ruhig, so lange nicht auch das seinige in Gefahr ist; dann, aber auch nur dann, legt er rüstig Hand an und hilft löschen. Nichts ist bezeichnender als die bekannte Anekdote, dass ein Franzose und ein Engländer längere Zeit ohne ein Wort zu wechseln in einem Gasthause am Kamin sassen, als der erstere plötzlich zu letzterem sagte: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie werden Ihren Rock verbrennen!“ — „Was geht das Sie an,“ erwiderte der Engländer, „Ihr Rock brennt schon seit fünf Minuten, und ich kümmere mich nicht darum.“ — Gewiss — *se non è vero è ben trovato.*

Vielleicht hat unser schottischer Gewährsmann recht, wenn er sagt, dass der Insularismus den Egoismus, und dieser das Prinzip der Teleologie erzeugt, welche daher auch eine der Grundlagen des englischen Charakters bildet; und so wie sein Denken und Handeln nur durch die Frage *cui bono*? bestimmt wird, so auch sein Gefühl. — *Cold as charity* — auch die Mildthätigkeit muss reiflich erwogen werden, sie muss einen Zweck haben, sie erstreckt sich auf solche, mit denen man ein Geschäft hat oder haben könnte. Es wäre absurd zu behaupten, dass diese Gründe dem Engländer immer klar vor Augen liegen und seine Handlungen bestimmten, nein, sie sind wohl wie schon bemerkt, nur zu oft unbewusst auf dem Grunde seines Herzens, aber sie sind da — der erste Eindruck, welchen der Fremde auf den Insulaner macht, ist Misstrauen.

Gewiss lassen sich die ehemaligen unaufhörlichen Kämpfe der durch Wälder und Wüsteneien getrennten

wilden Völkerschaften zum Teil auf ihre Isolirung zurückführen; sie betrachteten jeden Fremden als einen Feind, und — da sie stets nur sich allein zu sehn gewohnt waren, sich für bessere, gewissermassen höhere Wesen hielten — auch mit Geringschätzung und Verachtung. Als sie sich bei zunehmender Bevölkerung einander näherten oder, durch gemeinschaftliche Gefahr gezwungen, vereinigten und einander kennen und würdigen lernten, da mochten wohl noch Streitigkeiten über Jagdreviere, Viehweiden und dergl. stattfinden, aber endlich nahmen auch diese Kämpfe ein Ende, und die ursprünglich feindlichen Stämme wohnten friedlich neben einander.

Nicht so verhält es sich mit den Insulanern. Durch ihre natürlichen, unveränderlichen Grenzen von der Aussenwelt getrennt, wuchs das Vertrauen zu sich selbst je mehr sich ihre Kraft entwickelte; die Furcht verschwand — die persönliche und nationale Energie hat das Wort aus dem englischen Dictionnaire gestrichen — aber die Geringschätzung des Fremden, die durch das Wesen des Insularismus bedingt ist, blieb, und musste, durch das Bewusstsein der Machtfülle gesteigert, zu hochmütiger Verachtung werden.

Nur so lässt sich das doppelte Individuum erklären das in jedem Briten zu finden ist: der Mensch und der Engländer. — Der Erstere kann sanft, mild, herzensgut, edelmütig, freigebig, gerecht, unparteiisch, mit einem Worte wahrhaft christlich sein, er ist wahrheitsliebend und vertrauenerweckend, er zeigt sich von der achtbarsten und liebenswürdigsten Seite; kommt er aber mit dem Engländer in Conflikt, d. h. steht er dem Fremden als

solcher gegenüber, so verschwindet alles Menschliche, er wird rauh und hart bis zur Grausamkeit, er tritt jedes menschliche und göttliche Gesetz mit Füssen, und Treulosigkeit und Lüge, Habgier und Raubsucht treten so offen zu Tage, dass man einem rätselhaften Wesen gegenübersteht, welches man mit Erstaunen und mit Grauen betrachtet, aber nur schwer zu begreifen vermag, weil es eben unserer Natur fremd ist. — So sind die wunderbarsten Gegensätze in ihm vereint, er ist vollkommen transformirt, je nachdem man ihn zu Hause, im Familienkreise, unter seinen Mitbürgern, oder jenseits des Kanals oder Weltmeeres in Beziehung zu Fremden sieht.

Diejenigen, welche nur einzelne Engländer, oder das Volk nur aus seinen belletristischen Schriften kennen, mögen wohl bei solchen Behauptungen erstaunt und ungläubig den Kopf schütteln und uns beschuldigen, nach einigen wenigen Individuen die ganze Nation zu beurteilen, sie entweder für viel zu edel und hochherzig, oder für zu grausam und herzlos zu halten; sie werden sagen: die Menschen sind überall gleich, es giebt überall Gute und Böse, kein Volk ist nur aus Guten oder Bösen zusammengesetzt etc. etc. — Dies letztere ist vollkommen richtig, wir sprechen daher auch nicht von Ausnahmen, sondern von der Gesammtheit und wollen nur einfach die Thatsache konstatiren, dass die Engländer, nach den Umständen und Verhältnissen, unter welchen sie leben, gewisse gute und schöne Eigenschaften in höherem Grade besitzen als wir, dass sie sich aber auch aus demselben Grunde durch Fehler auszeichnen, die wir nicht haben und auch nicht haben können.

Wir wiederholen — der Mensch ist ein Produkt der Umstände und Verhältnisse, ganz wie auch gewisse Pflanzen und Tiere nur an bestimmten, bisweilen sehr eng begrenzten Örtlichkeiten gedeihen und unvermischt bleiben müssen um nicht ihre Natur zu verändern. Der Engländer hört auf Engländer zu sein sobald er nicht mehr Insulaner ist — *sit ut est, aut non est.* —

Wir finden in Lessings theologischen Aufsätzen folgendes Geschichtchen, das uns ganz besonders charakteristisch erscheint:

„Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen mageren Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuss verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Shillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen *penny* aus der Tasche und sagte indem er denselben gab: *French dog*!

Der Oberst schwieg einige Sekunden und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim, es ist ein Mensch und nicht ein Hund."

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen *penny* und sagte abermals: *French dog!*

— „Und Trim, dieser Mensch ist ein Soldat."

Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen *penny* und sagte: ***French dog!***

„Und Trim, dieser Mensch ist ein tapferer Soldat. Du siehst er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden.“

Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen *penny* gab und sagte: ***French dog!***

„Und Trim, dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“

Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Tasche hatte und sagte etwas leise: ***French dog!***“

Man bemerke wohl, dass der Oberst Shandy, ein unterrichteter, gebildeter Mann, kein Wort über die Thorheit und Unsittlichkeit des Fremdenhasses sagt, den er selbst vielleicht gar nicht für ungerechtfertigt hält, er macht daher auch keinen Versuch den Bedienten, einen rohen Menschen, eines besseren zu belehren; er spricht einzig und allein nur für den gegebenen Fall, wie ein Advokat für seinen Klienten; er sagt den Geschworenen: Der Angeklagte ist zwar ein Verbrecher, aber ich wende mich an Euer Herz, an Euer Gefühl; lasst doch Gnade für Recht ergehen etc. Und die Geschworenen thun es — in diesem Fall, im nächsten werden sie ganz anders urteilen.

Das hochmütige Herabsehen auf die Fremden ist allen Schichten der englischen Gesellschaft gemein; in den oberen Klassen ist dies Gefühl zwar unter äusserlicher Urbanität verborgen, erscheint aber sogleich sobald ein Fremder die landesübliche konventionelle Form nicht beobachtet, z. B. wenn er einer Dame nicht den Arm reicht,

wenn er sich der Finger statt der Zuckerzange bedient, das Brot schneidet statt es zu brechen, oder gar das Messer zu Munde führt! Dann sagt man nicht: er thut eben wie es in seinem Lande gebräuchlich ist, oder er, der Einzelne fehlt gegen die gesellschaftliche Form, die ein wohlerzogener Mensch überall und immer beobachten muss, sondern es heisst gleich: *How shocking! — but he is a foreigner.* In der kleinen Bürgerklasse oder bei rohen Naturen tritt die Geringschätzung offen als Verachtung hervor und zeigt sich bisweilen in ganz erstaunenswerter Unverschämtheit. Nur ein Beispiel von welchem wir selbst Zeuge waren.

Ein Deutscher sass eines Tages in einer Pension in Nizza beim Diner an der Seite einer Engländerin, die Tochter eines höheren Offiziers. Er unterhielt sich mit ihr über ihr Land, das er gern kennen zu lernen wünschte. „Nun, so gehn sie doch hin; jetzt ist gerade die Ausstellung in London — Sie werden des Interessanten genug sehn.“ — „In London bin ich schon gewesen, und obgleich nur kurze Zeit, so habe ich doch eine oberflächliche Idee von der Riesenstadt. Aber das Land möchte ich kennen lernen; das ist jedoch schwer, denn erstens ist das Reisen dort sehr teuer, zweitens ist es nicht Brauch sich mit Unbekannten zu unterhalten und sich so einigermassen zu unterrichten. Ich glaube, dass das der Grund ist, warum nur wenige Deutsche oder Franzosen dort reisen, wenn nicht Geschäfte sie hinführen.“ — „Das ist möglich,“ erwiderte sie, „aber vielleicht behalten wir eben deshalb unsere Superiorität über andere Völker, weil so wenig Fremde zu uns kommen.“ — „Glauben Sie? —

Es reisen ja aber mehr Engländer auf dem Kontinente als irgend ein anderes Volk.“ — „Das ist wahr, aber die meisten Engländer kultiviren die Deutschen, Franzosen und Italiener, die anderen verderben, indem sie fremde Sitten annehmen.“ — „So — darf ich fragen, zu welcher Kategorie Sie gehören?“ — Sie antwortete nicht, wandte sich jedoch an ihren Nachbar, einen Engländer und sagte ihm ganz laut: „*How rude he is.*“ —

Und wie sollte es anders sein, wenn dieser stupide Hochmut sogar von der Kanzel herab als eine Pflicht empfohlen wird. — Der Rev. Mr. Childers sagte in Nizza i. J. 1860 in einer Predigt der wir beiwohnten: *You are English and must remain English — you must keep together and not mix with foreigners.*

Gesetzliche und soziale Gleichheit.

There is as great a difference between an english citizen and a british subject as between a somebody and a nobody.

(Sir Richard Bethel — Lord Westbury.)

Gleichheit vor dem Gesetz ist eine der herrlichsten Errungenschaften des englischen Volks, sie steht nicht auf dem Papier, sie ist keine exotische Pflanze, welche aus der Fremde eingeführt ist, sie ist heimischen Ursprunges, hat sich dort zu voller Blüte entfaltet und trägt die herrlichsten Früchte: jedermann kennt seine Pflichten, aber auch seine Rechte, die er nicht verkümmern, noch antasten lässt. Eben deshalb werden auch die sozialen

Schranken, welche in jeder vernunftgemäss konstituirten und auf Gesetzlichkeit ruhenden Gesellschaft existiren und existiren müssen, genau beobachtet, und von gesellschaftlicher Gleichheit, von welcher nur Leute faseln, die unter dem Drucke unverständiger und unverstandener Hirngespinnste leiden, hört man dort nichts. Sagt doch sogar Rousseau, gewiss ein Freiheitsmann reinsten Wassers: *L'égalité absolue ne peut exister qu'entre les anges et les bêtes.* — Und selbst das ist nicht ganz richtig, denn diejenigen, welche an Engel glauben, teilen sie in Engel und Erzengel, in gute und böse, und was die Tiere betrifft, so protestiren gewiss die Löwen mit Schafen, die Adler mit Spatzen und die Katzen mit Mäusen auf gleiche Linie gestellt zu werden. Es hat stets eine Aristokratie gegeben und es lässt sich keine Gesellschaft ohne Aristokratie denken; hebt man die Aristokratie der Geburt auf, so geht sie in die Armee über; verjagt man sie hier, so flüchtet sie sich in das Parlament, in die Akademie, ganz besonders aber in die Börse. Sogar auf der Galeere giebt es eine Aristokratie des Verbrechens — die grössten und stärksten Bösewichter sind dort hochangesehen, und die kleinen Leute lassen ihnen gern den Vorrang.

Also nur gesetzliche und keine soziale Gleichheit, welche gar zu leicht in Gleichheitsflegelei ausartet, darf man anstreben; davon ist das englische Volk durchdrungen wie kein anderes, und dieses äussert sich auch ganz besonders dadurch, dass jeder an seinem Platze bleibt; dass die niederen Klassen sich gegen die höheren keine Übergriffe gestatten, und dass die höheren den

niederen gegenüber immer die Stellung einnehmen, die ihnen gebührt — keine Familiarität, aber auch keine Härte, keine Roheit, denn das wäre ungentlemanlike. — Dem Bürgerlichen fällt es niemals ein, sich einem Lord oder Marquis gleich zu dünken und die ihm schuldige äussere Achtung, die Distanz zu vergessen, die ihn von jenem trennt; der Herr ist gegen den, welcher ihn bedient, Handwerker, Krämer, Kellner oder Magd immer kurz angebunden, er macht nie viele Worte, aber er ist auch nie rauh, weder in Stimme noch Ausdruck.

So ist der Engländer zu Hause, doch kaum ist er in der Fremde, so ist er ein ganz anderer Mensch. Er, der doch so gut weiss, dass Freiheit und Ordnung nur auf Achtung des Gesetzes, des Brauchs und der Sitte beruhen, er will sich den Gesetzen und Gebräuchen eines fremden Landes nicht fügen, er verspottet und verletzt sie durch Wort und That; er erkennt keine gesellschaftliche Distanz an die ihn von Höhergestellten trennt — im fremden Lande giebt es keine höhergestellte Person als er — er drängt sich in die höchsten Kreise, er fordert wie ein Recht gar bei Hof zugelassen zu werden, er, der sich glücklich fühlen würde, wenn daheim nur der Kammerdiener der Königin ihm die Hand reichen wollte! Er, der zu Hause Anstand und Sitte so ängstlich beobachtet, der sich in seiner Kirche so musterhaft beträgt, er betrachtet den Gottesdienst in einer nicht anglikanischen Kirche wie eine Vorstellung im Theater, und zwar buchstäblich.

Bei der Konsecration der russischen Kirche in Nizza war auch die Kaiserin-Mutter zugegen, die Kirche ge-

drängt voll und nicht allein die russische Kolonie vollständig vertreten, sondern auch der Präfekt und alle Autoritäten der Stadt in Uniform zugegen. — Zwei Engländerinnen befanden sich inmitten der geladenen Gäste, und als die ganze Kongregation niederkniete, blieben die beiden Damen nicht nur stehen (was noch allenfalls verzeihlich gewesen wäre) sondern richteten ihre Operngucker auf Ihre Majestät und die Priester. Der Kirchenvorsteher, Herr Skripizin, näherte sich ihnen und machte sie auf ihr unanständiges Betragen aufmerksam. „Sie sind nicht im Theater, sondern in der Kirche", sagte er. — *C'est cependant assez théatéral* — erwiderte die Eine ihm unverschämt; sie hiess Miss Hawker und war die Tochter eines Admirals.

Der Engländer, der sich durch das ungeheure Strassengewühl Londons durchzuwinden versteht ohne jemand zu stossen oder auch nur unsanft zu berühren, er schlägt in Asien die Eingeborenen mit dem Stocke von sich, wenn sie ihm nicht schnell genug Platz machen, und in Indien prügelt er die Kellner, die ihn nicht schnell oder geschickt bedienen. Die „Times" gesteht, dass unter manchen anderen Ursachen auch dies verachtungsvolle und empörende mit dem Stock wegschlagen die Chinesen zu grösserem Hasse gegen die Engländer aufreizt als gegen irgend ein anderes fremdes Volk, und Mr. Layard, welcher nach Indien ging um die Ursachen des Aufstandes zu erforschen, sagte bei seiner Rückkehr in einem Meeting zu Birmingham am 7. Mai 1858: „Die Eingeborenen werden gar nicht wie Menschen behandelt, sondern wie Tiere, und zum Beweise führe ich das Faktum an, dass ich in allen Gasthäusern

Indiens Anschlagzettel fand, durch welche die europäischen Besucher gebeten werden, die Diener doch nicht zu sehr zu misshandeln. — Was würden Sie hier in England sagen, wenn es in einem Hotel oder einem Ginpalaste hiesse: „Die Gäste werden gebeten, die Kellner nicht zu prügeln?“

Im Dezember des Jahres 1878 berichteten die englischen Zeitungen, dass der Oberst Wyndham in Mandalai (Birma) schon seit mehr als vierzehn Tagen im Gefängnisse sitze, weil er mit dem dortigen Agenten der Iravaddiflotille, Herrn Andreino, der zugleich italienischer Konsul ist, in Streit geraten war und ihn thätlich misshandelt hatte. Der britische Resident, Herr Shaw, that was er konnte, um seine Freilassung zu bewirken, doch vergeblich; die birmanische Regierung drohte sogar den Oberst in Ketten zu legen, „weil die englischen Offiziere nur zu geneigt seien, das Faustrecht in Anwendung zu bringen.“

In dem oben erwähnten Meeting erzählte Herr Layard auch, dass einst ein feierlicher Hochzeitszug durch die Strassen einer indischen Stadt zog, als ein Offizier ihn anhielt und der Braut sich zu entschleiern befahl, weil er sie sehen wollte. Die Eltern, Verwandten und Freunde, welche das Mädchen begleiteten, baten und flehten, dass er von seiner Forderung abstehen möchte, weil sie alle, ganz besonders natürlich die Braut, dadurch entehrt würden. Umsonst — es musste geschehen.

„War sie hübsch?“ fragte man den Offizier, als er seine Heldenthat erzählte.

„Ganz abscheulich — aber es kam mir ja nur darauf

an, zu zeigen, dass sie in allem nach unserem Willen handeln müssen.“

Die Achtung der Frau äussert sich verschieden bei den verschiedenen Völkern; die Franzosen haben dazu konventionelle, fast stereotype Höflichkeitsformen und Redensarten, welche die Italiener gern superlativisiren, und die Spanier mit chevalereskem Schwulst versehen. Die Engländer begegnen der Frau mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu, die bei den Amerikanern sich so weit versteigt, dass für sie die Frau unmittelbar hinter dem Dollar folgt, — ja einige sonderbare Schwärmer verirren sich bis zu dem Grade beide gleich zu stellen — Franzosen und Italiener, Spanier und Amerikaner bleiben sich jedoch immer gleich, sie haben dieselben Phrasen, dieselben Formen zu Hause wie in der Fremde, sie sehn in der Frau nur immer die Frau. — Die Engländer allein machen eine Ausnahme, sie reserviren die achtungsvolle Scheu für die Landsmännin, denn diese allein ist eine *lady*, eine Nichtengländerin ist in ihren Augen keine *lady* sondern nur *a woman* und daher auch nicht zu denselben Ansprüchen berechtigt.

Vor ungefähr zwanzig Jahren reiste der Major Macdonald am Rhein; er wünschte mit seinem Freunde allein im Wagen zu bleiben, und als eine Dame einsteigen wollte, stiess er sie zurück. — Eine solche Brutalität kennzeichnet durchaus nicht den Engländer als solchen, dieser ist im Gegenteil, sobald er nur halbwegs zu den besseren Ständen gehört und kein *snob* ist, stets bescheiden und artig. Aber vollkommen englisch ist es, dass der Major, als man ihn fragte, wie er gegen eine Dame so

grob sein könne, antwortete: „*She is not a lady — she is only a german woman.* (Sie ist keine Dame, sondern nur ein deutsches Frauenzimmer.) Er wurde arretirt, die Sache kam im Parlament zur Sprache und — dem Major wurde halb und halb recht gegeben, indem Palmerston und Russel einstimmig erklärten: „Es ist wahr, dass der Major nicht ganz korrekt gehandelt hat, aber aus Rücksicht für unser Land hätte doch die preussische Regierung ihn nicht arretiren sollen."

Nicht darüber muss man erstaunen, dass es unter Offizieren auch rohe Menschen giebt, in der englischen, wie in jeder anderen Armee, sondern dass englische Minister im Parlamente, also offiziell erklären, dass sie für ihre Landsleute im Ausland eine Ausnahmestellung beanspruchen, eine Befreiung von den Pflichten, die sie zu Hause beobachten müssen.

Vorübergehende mit Stockschlägen zum Ausweichen zwingen, Kellner misshandeln, einen Agenten durchprügeln und sich an einer Dame thätlich vergreifen, einfach weil man im Waggon allein sein will — in der Heimat würde sich ein Engländer nie so etwas erlauben, aber in der Fremde und Fremden gegenüber kann sich ein Gentleman bisweilen so etwas gestatten.

Press- und Redefreiheit.

Gazetten müssen nicht genirt sein . . . Nur nicht raisoniren!

(Friedrich II.)

Die Press- und Redefreiheit in England ist so unbeschränkt, dass jeder dort buchstäblich sagen und schreiben kann was er will. Ohne Zorn, ohne Erregung spricht man in den unparlamentarischsten Ausdrücken nicht allein von den Ministern, sondern auch vom Prinzen von Wales und selbst von der Königin. Musste doch Lord Beaconsfield, der zeitweilige Alleinherrscher von Grossbritannien, täglich hören, dass er ein Fremder, ein Jude ist; im Prozesse der Lady Mordant kamen über den Prinzen von Wales haarsträubende Äusserungen vor, unter anderen dass man ihn für unsittlich halte, dass keine ehrbare Frau ihn bei sich empfangen, ja nicht einmal mit ihm sprechen dürfe, und in einem öffentlichen Meeting sagte gar ein Redner, dass die Königin sich allabendlich mit Brown, ihrem Bedienten und Liebhaber, betrinke. Das alles geschieht ungestraft.

Man kann sich denken wie von Fremden gesprochen wird, gleichviel ob Privatpersonen, Fürsten, Völker oder Regierungen; man hängt ihnen Epitheta an, die jede Grenze des Anstandes und der Schicklichkeit weit hinter sich lassen. Diese harte Ausdrucksweise ist so allgemein, dass man seiner Nationalwürde zu vergeben meint, wenn man Fremden gegenüber höflich ist, so z. B. Sir Robert Peel. Er ist einer jener Unglücklichen die einen

grossen Namen nicht zu tragen verstehen, sondern ihn nur schleppen; gleichwohl gehört er durch seinen Reichtum und seine Heirat einer Gesellschaft an, in welcher notwendig gewisse Rücksichten beobachtet werden müssen, und in der man eine anständige Sprache führen muss, wenn man auf den Namen eines Gentleman Anspruch macht. Wahrscheinlich bemüht er sich auch diesen Forderungen nachzukommen, welche einem gebildeten Manne durch Erziehung ganz natürlich erscheinen und ohne deren Beobachtung ihn keine englische Gesellschaft empfangen würde. Gegen Fremde aber glaubt er sich von solchen Rücksichten frei machen zu dürfen, und i. J. 1857 hielt er eine Tischrede, welche er selbst durch die Presse verbreiten liess, und in der er sich über Personen, mit denen er auf einer Reise zusammengekommen war, unter anderem über den Fürsten von Ligne, in den rohesten und plumpsten Ausdrücken erging. Als der Fürst das erfuhr, rief er mit gerechter Entrüstung aus: *Bien que son illustre père lui ait enjoint de refuser la pairie si elle lui était offerte, il ne s'ensuit pas qu'il doive se conduire comme un manan, ni parler comme un gamin ivre. C'est ce qu'il fait pourtant.* — Sir Robert fand diese Äusserung in den belgischen Blättern und sagte lachend: *What the devil do I care for the old fat Belgian!* — Also Belgier — ein Fremder!

Auf dem Kontinente kennen wir kein einziges Journal, wenigstens kein nennenswertes, welches, ohne seine Abonnenten zu verlieren, auf die Länge Ausdrücke gebrauchen dürfte wie: „schmutzig wie ein deutscher Gelehrter" (*Daily News* 29. Nov. 1856) oder: „das franzö-

sische Kaisertum ist nichts als *espionnage* und seine Verkörperung ist ein Spion" (*Times* 15. März 1858).

Als Louis Napoleon, der Freund und Alliirte Englands, einen allgemeinen europäischen Kongress vorschlug, wurde diese Idee von allen Mächten zwar mit mehr oder minder kühler Reserve und unter Bedingungen angenommen, die einer Ablehnung glichen, aber immer in so höflicher Form, dass dem Kaiser, oder dem französischen Volk, kein Recht gegeben wurde sich dadurch für verletzt oder beleidigt zu halten. England allein machte eine Ausnahme; die bedingungslose Zurückweisung des Vorschlags geschah durch Lord John Russel in so schroffen Ausdrücken, dass nur ein Schrei der Entrüstung in Frankreich gehört wurde; sogar die äusserste Linke, die sich immer freute, wenn dem verhassten Empereur etwas Unangenehmes geschah, sagte: *C'est un soufflet donné à la France.* — In ähnlichem Tone war auch eine Note gehalten, welche die Toryregierung vor einigen Jahren an das Kabinet von St. Petersburg richtete — „*un langage tout-à-fait inusité en diplomatie*", sagte der Fürst Gortschakoff.

Aber sind die Engländer so schlecht erzogen, haben sie keinen Begriff von Anstand, von Höflichkeit und von dem, was sie anderen und sich selbst schuldig sind? wird man vielleicht fragen.

Nichts wäre irriger als eine solche Annahme, denn der bessere Bürgerstand wie der Adel, zeichnen sich durch eine so vollendete Höflichkeit und Urbanität aus, dass kein Volk sich rühmen kann die Engländer in dieser Hinsicht zu übertreffen. Wir dürfen natürlich nicht nach den *snobs*

urteilen, die den Kontinent unsicher machen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, deren Ton, wie schon früher gesagt, nicht die englische Gesellschaft, sondern nur die Werkstatt und allenfalls auch den Kramladen verrät. Nie hört man in einem englischen Salon ein rohes Wort, einen Fluch, einen *juron* wie „Donnerwetter“ oder „*sacré nom de Dieu*“! Nie werden die Reden mit „Herr Jesus“! oder „*mon Dieu*“! verziert, oder richtiger verunziert, und auch die Beteuerungen, wie: „auf Ehre“! „*je vous jure*!“ *sur l'honneur*! kommen nur ausserordentlich selten vor, weil sie *bad taste* sind. — Auslassungen wie die obenangeführten über die Königin und die Minister bleiben ungerügt, weil sie aus den niedersten Sphären entspringen, wo man das stark Gepfefferte liebt und seine Freiheit durch Orgien zu bethätigen sucht. In der guten Gesellschaft sind solche Ausdrücke unbekannt, und wenn man im Parlament Invektiven gegen fremde Fürsten und Völker hört, wenn man auch in diplomatischen Noten des Kabinets von St. James einen Ton findet, den man nie und unter keiner Bedingung im Salon des Ministers hören wird, so kann das doch wohl nur einfach auf den Geist des Insularismus zurückgeführt werden, der sich über die Aussenwelt erhaben dünkt und ihr die Rücksichten verweigert, welche Anstand und Sitte gebieten.

Nichtsdestoweniger fordert jeder Engländer diese Rücksichten für sich, sein Land und sein Volk, und findet sich sogar durch Bemerkungen verletzt, deren Wahrheit er nicht wegzuleugnen vermag, die er aber von einem Fremden nicht hören will.

Als die Königin den Kaiser Napoleon besuchte, küsste

er sie auf die Wange; alle loyalen Engländer fühlten sich beleidigt durch diesen Kuss und drückten ihre Entrüstung in scharfen Worten aus. Als aber Victor Hugo sich ebenfalls darüber aussprach, dass *Napoléon le Petit* der Königin auf eine so unenglische und befremdende Weise, ohne die geringste Veranlassung, die *Accolade* gegeben — nicht etwa weil er sie eben so schön und reizend gefunden hätte wie die Kaiserin, sondern einzig und allein um sich durch solche Familiarität in den Augen Frankreichs ihr gleichzustellen — da wurden Indignationsmeetings veranstaltet, und Viktor Hugo war gezwungen Jersey zu verlassen und nach Guernsey überzusiedeln. Natürlich, er war ein Fremder — jener aber, welcher gesagt hatte, dass die Königin sich allabendlich mit ihrem Leibdiener Brown betrinke, war ein Engländer und hatte also das Recht zu sagen, was er wollte.*)

Als die Garde Napoleons sich mit Indignation über den Mordversuch Orsinis aussprach und England, wo das Attentat vorbereitet worden war, als den Ort nannte, wo Komplotte ungestraft geschmiedet werden dürften — so brach in England darüber ein Sturm der Entrüstung los, sogar im Parlament fanden erregte Debatten darüber statt, und man schrie gewaltig über die Unverschämtheit der Franzosen, obgleich doch in der beregten Adresse sich kein einziges Wort befunden hatte, das so stark gewesen

---

*) Im Parlamente wurde zwar die Bestrafung des frechen Redners gefordert, die Antwort aber lautete: dass solche gemeine Angriffe sich selbst richteten und der öffentlichen Verachtung preisgegeben werden müssten.

wäre wie diejenigen, deren man sich in England täglich gegen Frankreich bediente, nicht allein in der Presse und in Meetings, sondern selbst im Parlament — man denke nur an die Auslassungen Roebucks und des Kolonel Sibthorp!

Die Freiheit der Presse wird in England mit Recht als das Palladium aller Freiheiten angesehen, der bürgerlichen wie der politischen und religiösen, es giebt daher auch keine Meinungsäusserung, welche dort nicht gestattet wäre, über Fremde wie über das eigene Land, dessen Politik und Kirche. Es steht jedem frei, offen die Abschaffung des Königtums und der monarchischen Institutionen, den Umsturz des Altars, des Christentums, sowie aller Religion zu predigen, oder eine Ligue zur Verbreitung solcher Grundsätze zu bilden, welche die Abschaffung der Ehe und des Eigentums anstreben; jeder darf sagen und schreiben was er will und wird vom Gesetz im Gebrauch dieser Freiheit beschützt, so lange er nicht durch Thaten die bestehende Ordnung umzustürzen versucht. — Aber das Gesetz macht einen Unterschied zwischen dem englischen Bürger und dem britischen Unterthan — dieser darf nicht thun was jenem gestattet ist, er gehört nur teilweise zum Reich, d. h. er geniesst dessen Schutz und bezahlt ihn mit allen Pflichten eines Staatsbürgers, ohne jedoch alle Rechte zu haben, deren jener sich erfreut. Die Bewohner der Kolonien, welche nicht geborene Engländer sind, befinden sich dem Mutterlande gegenüber ungefähr in derselben Lage wie einst die Juden, welche sich durch Bildung und Reichtum auszeichnen mochten, aber deshalb doch nicht dem Bedienten ihrer

christlichen Herren gleichstanden, der sie, wenn es ihm beliebte, durchprügeln, oder ihnen auf jede andere Weise seine Macht und seine Verachtung zeigen durfte. Dieser Unterschied erhellt unwidersprechlich aus den obenerwähnten Berichten Layards. Und was die Pressfreiheit betrifft, welche weder die Königin noch ihre Minister in England jemals zu beschränken wagen dürften, so ist sie kürzlich in Indien durch eine einfache Verordnung suspendirt worden, weil die dortigen Blätter sich missliebig über die Regierung ausgelassen hatten — „es giebt eben eine Polemik", sagte Lord Lytton, „welche keine Regierung dulden dürfe." — Ein bengalisches Blatt hatte nämlich geschrieben: „In unseren Gebeinen und Poren fühlen wir die nationale Erniedrigung wie ein langsam verzehrendes Feuer, die Engländer saugen unser Mark aus und schicken jährlich Millionen nach Hause." — „Die Frechheit und der Hochmut der herrschenden Rasse gegen ihre Unterthanen ist beispiellos. Wie Ungeheuer ihre eigenen Kinder verschlingen, so verfährt England mit uns, das Volk wird wie ein Zuckerrohr ausgepresst" — heisst es in einem anderen Blatte Bombay's. Ein anderes in Audh schreibt: „Die Europäer sind für die Eingeborenen so schlimm wie Schlangen und töten sie so gleichgiltig wie einen Wurm; für eine kleine Zahl von Engländern wird das ganze Land ruinirt. Kein anderes Volk würde solche Ungerechtigkeit geduldig tragen; die Vereinigten Staaten ruhten nicht bis sie die Unabhängigkeit erkämpft."

Diese Äusserungen sind wahrlich nicht stärker als das, was die englischen Blätter täglich über ihre eigene Regierung bringen, und erreichen noch weniger ihre Aus-

lassungen über fremde Länder, auch mögen die Behauptungen der indischen Blätter vielleicht nicht grösseren Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben als jene. Gleichviel, ein Engländer darf sagen und schreiben was ihm beliebt, Fremde aber, und wären es die eigenen bramanischen und buddhistischen Schutzjuden, dürfen sich nur so äussern wie es an der Themse gefällt.

Geld ist Macht.

Mein ist Alles! sprach das Gold.
Mein ist Alles! sprach der Stahl.
Alles kauf ich! sprach das Gold.
Alles nehm ich! sprach der Stahl.
(Puschkin.)

Geld ist Macht — das ist ein Axiom, welches nur Thoren bestreiten, Ideologen, die in einer geträumten Welt leben, nicht in der wirklichen. Robert der Teufel hat gut singen: „Das Gold ist nur Chimäre," sein Irrtum wird ihm augenblicklich klar sobald er kein Geld hat um sein lustiges Leben fortzusetzen, und Don Ranudo di Colibrados ist doch gar zu lächerlich, wenn er in einen zerlumpten Mantel gehüllt, stets von seinem alten Adel spricht, auf Bürger- und Bauernpack mit Verachtung herabblickt und doch ganz glücklich ist von einem Bauern ein Stück Brot und Käse zu bekommen um seinen Hunger zu stillen.

Geld ist Macht, ebenso wie Wissen Macht ist, unter der Bedingung jedoch, dass weder das eine noch das andere Zweck sei, sondern Mittel. Der ist nicht reich, welcher nur Geld hat, um es zu haben, und was nützt es eine

Masse Latein, Griechisch und Mathematik in seinem Kopfe aufzuspeichern, wenn man davon keinen Gebrauch zu machen versteht? Ob ein Esel mit Gold oder mit Büchern beladen ist, gleichviel — er ist und bleibt doch nur ein Esel.

Der Engländer strebt nach Geld mehr als irgend ein anderer, und um Geld zu erwerben arbeitet er auch mehr als ein anderer, mehr als ein Deutscher oder Franzose, und viel mehr als ein Russe, welcher aus zwei Gründen nur sehr wenig arbeitet. Erstens hat er eine ungeheuere Anzahl Kirchen- und Regierungsfeste, die ihn von Kindheit an daran gewöhnen, seine Arbeit alle Augenblicke zu unterbrechen und ihn verhindern mit Geduld und Ausdauer thätig zu sein, und zweitens war die Leibeigenschaft mehrere Jahrhunderte lang die Grundlage des russischen Lebens, und wo die Freiheit fehlt, ist die Achtung der Arbeit, die Lust zum Arbeiten eine Seltenheit. — Der Leibeigene arbeitete nur so viel er eben musste, es wäre ja Thorheit gewesen, mehr zu arbeiten als notwendig, oder sich Mühe zu geben, damit die Arbeit gut sei; gehörte doch die Frucht seiner Mühe nicht ihm, sondern seinem Herrn, und auch dieser gewöhnte sich an Nichtsthun, weil seine Leibeigenen für ihn arbeiteten. So fehlte allen der Arbeitstrieb, die Geduld, die Ausdauer, alles wurde nur obenhin gemacht. — Erst mit der Emanzipation trat eine radikale Veränderung ein, man hat angefangen zu begreifen, dass das zwingende Muss in uns liegt, dass alle arbeiten müssen, jeder in seiner Sphäre, dass alle so viel wie möglich und so gut wie möglich arbeiten müssen, um nicht von anderen überflügelt und zu Armut und Abhän-

gigkeit verurteilt zu werden. Das alles haben die Russen erst seit dem 19. Februar 1861 zu begreifen angefangen, und sie sind noch weit entfernt davon, diesen Gedanken vollkommen in sich aufgenommen, sich vom gewohnten Schlendrian losgemacht zu haben, wie es nach und nach kommen muss und gewiss auch kommen wird.

In England aber lag das Arbeiten von jeher in den Sitten und Gewohnheiten, im Charakter des Volks; man arbeitet alle Tage, Sonntag ausgenommen, welcher streng der Ruhe gewidmet ist. Alles schafft, fleissig, energisch, rastlos; alle sind Rivalen und bemühen sich einander in guter, in tüchtiger Arbeit zu übertreffen. Man verliert keine Zeit durch Feiertage — *to make money* ist Zweck des Daseins, darum darf man keine Zeit verlieren, sondern muss sie ausnutzen, denn — *time is money.*

Diese rastlose Thätigkeit von frühester Jugend bis zum höchsten Alter; das unausgesetzte Streben nach Reichtum und Gewinn haben die Engländer mit den Juden gemein, welche auch nicht auf halbem Lebenswege stehn bleiben und sich mit dem begnügen, was sie bis dahin erworben, sondern die Arbeit fortsetzen so lange ihre Kraft es gestattet, und ihre Kinder zu derselben Thätigkeit und zwar zu derselben nutzbringenden Thätigkeit erziehn, die sie selbst an den Tag legen. Dieser praktische Sinn hat die verdienten Früchte getragen, er hat den Juden Reichtum verschafft, und diese Frucht ehrenvoller Betriebsamkeit war eins von den mächtigsten Argumenten, welche man in England zu ihrer Gleichstellung mit den Christen anrief. „Ich sehe nicht ein, warum man ihnen den Eintritt ins Parlament verweigern sollte, sie sind ja sehr wohl-

habend“ — sagte Lord Palmerston. Wenn sie sich damit begnügt hätten, die Repräsentanten des reinen Monotheismus zu sein, des erhabensten Gedankens, der jemals den menschlichen Geist erleuchtete; wenn sie sich begnügt hätten, im Mittelalter eine hervorragende Rolle in den Wissenschaften zu spielen (S. die Bedeutung der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter, von Dr. Schleiden); wenn sie sich mit dem Bewusstsein begnügt hätten, einige Laster weniger und einige Tugenden mehr zu besitzen als ihre blödsinnigen Peiniger*), so würde ihnen höchstens nur die platonische Anerkennung einiger Moralphilosophen zu Teil geworden, aber ihr Kontingent zu den Scheiterhaufen vielleicht noch grösser gewesen sein. — Allein ihr praktisches Wirken auf dem Gebiete des Handels und der Finanzen verschaffte ihnen Reichtümer und machte sie ihren Mitbürgern und den Fürsten nützlich und notwendig; man verfolgte und folterte sie ihres Geldes wegen, man war aber doch gezwungen in Zeiten der Not zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen. — Sogar Ludwig XIV., der stolzeste aller Franzosenkönige, war genötigt sich vor dieser Macht zu beugen, und als es ihm zu seiner tollen Verschwendung, zu seiner Maitressenwirtschaft, Bauwut und den ewigen Kriegen am Notwendigsten gebrach, da liess er Benjamin Benedikt kommen und führte ihn Höchstselbst

*) Sie haben sich stets durch reineres Familienleben, durch Keuschheit in der Ehe ausgezeichnet, indes Unzucht, Trunkenheit, Völlerei nur als seltene Ausnahme bei ihnen vorkamen.

durch die Gärten von Versailles, die er ihm in allen Details zeigte, er entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit um den Juden zu gewinnen.

Geld ist Macht — das ist ein Dogma an welches alle glauben und auch darnach handeln, aber nur Juden und Engländer als wahrhaft Gläubige; niemand gleicht ihnen, niemand ist so durchdrungen von der Wahrheit dieses Prinzips, niemand entwickelt denselben Feuereifer in diesem alleinseligmachenden Glauben, niemand ist ihm so treu, so unwandelbar ergeben wie sie. Alle andern haben Anwandlungen von Schwäche, sie sind manchmal lau und lassen sich sogar bisweilen verleiten heidnischen, d. h. unproduktiven Gottheiten zu opfern; Engländer und Juden allein bleiben unbeirrt auf dem Wege des Heils, und sie haben ihr Ziel erreicht, sie sind reich — reicher als die ganze übrige Welt! — Dass die Juden und die Engländer nicht denselben Gebrauch von ihren Reichtümern machten, lag in den Verhältnissen; die ersteren hörten durch ihre Emanzipation auf Fremde zu sein, sie gingen in das Volk auf, unter welchem sie seit Jahrhunderten lebten, dessen Charakter sie angenommen hatten; sie begnügten sich, einfache Bürger des Landes zu sein, dem sie angehörten und waren glücklich, wenn man sie nur ruhig liess. Die Juden als solche sind aus der Öffentlichkeit verschwunden und existiren nur noch privatim, gewissermassen anonym; sie unterscheiden sich von ihren christlichen Mitbürgern nur insofern, als diese in die Kirche, jene in die Synagoge gehn; der Jude ist in den Staatsbürger aufgegangen, was beispielsweise an den Rothschilds zu sehn ist: der im Ghetto zu Frankfurt geborene

Meier Amschel war Jude, aber der jetzt dort lebende Baron Karl ist ein Deutscher, wie der Pariser Rothschild sich in einen Franzosen und der Londoner in einen Engländer verwandelt hat.

Die Briten sind, wie gesagt, als Individuen den Juden in Betriebsamkeit und Ausdauer in Handel und Wandel, im Streben nach Reichtum, gleich, aber als politisch festgegliederte Nation sind sie von ihnen dadurch unterschieden, dass diese nur friedliche Wege wandeln und wandeln können, indes jene, wie ihre Brüder in Merkur: die Karthager, Genueser und Venetianer, zugleich Eroberer wurden und unter dem Vorwande Handelsbeziehungen mit fremden Völkern anzuknüpfen, sie unterjochten um sie auszubeuten. — Dass sie dabei herzlos, mit barbarischer Härte und Grausamkeit vorgingen, lag in den Verhältnissen; waren sie doch als Insulaner von Natur dazu gemacht die Fremden als untergeordnet anzusehen, besonders wenn diese einer fremden Rasse angehörten, und dann weil sie als reiche Handelsherren ja nicht selbst die Eroberungskriege ausfochten, sondern Mietlinge gebrauchten, welche sie aus dem Gesindel des eigenen Landes oder fremder Länder rekrutirten — *mercenaries and cuthroats* — wie sie Cobden richtig bezeichnete. — Dass sich von solchem Mietlingsgesindel keine Menschlichkeit erwarten liess, liegt auf der Hand, und auch die Offiziere, welche sie befehligten, sowie die Beamten, welche die Unterjochten regierten, betrachteten ihren Aufenthalt in den Kolonien wie eine Art von Exil, das sie benutzen durften um sich zu bereichern, während sie das Land im Interesse der Regierung oder der Handelskompagnien ausbeuteten.

So machten es Genueser und Venetianer, so machten es die Engländer fast anderthalb Jahrhunderte lang, und auch jetzt ist es kaum anders geworden. Die Regierung saugte die Kolonien *en gros* aus, und jeder einzelne Beamte that es *en detail*. Das geschieht jetzt noch heimlich und rechtswidrig, war aber früher stillschweigend gestattet — sie waren ja nur hingegangen um sich zu bereichern und zwar so schnell wie möglich.

Man erzählt dass ein solcher Beamter einst von seinem Vater die Nachricht erhielt: es sei in London das Gerücht verbreitet er habe schon mehr als hunderttausend Pfund bei Seite gelegt. — „Ist es wahr," fügte der Vater hinzu, „dann sei nur ruhig, denn Du wirst schon beweisen können, dass es nicht wahr ist, aber Gott sei Dir gnädig, wenn es nicht wahr ist, denn ein solches Gerücht beweist zur Genüge, dass die Stelle gut ist, dass man dort sein Schäfchen ins Trockne bringen kann, wenn man es nur versteht. Nach einer solchen Stelle strebt ja alles, und Deine Dummheit oder Ungeschicklichkeit würde Dir teuer zu stehen kommen." —

Jetzt ist das etwas anders geworden; der hohe Beamten- und Richterstand ist ehrlich und unbestechlich — ein Warren Hastings und Clyde gehören jetzt zu den Unmöglichkeiten — das System aber ist dasselbe geblieben; heute wie ehemals sind die ungeheueren aussereuropäischen Besitzungen Englands nur Minen und Felder, welche zur Bereicherung des englischen Volks dienen. Das Wohl der Eingeborenen kommt nicht in Betracht, und kalt und gleichgiltig werden sie geopfert, sobald englische Interessen es erfordern.

Wir wollen hier nur auf die vielbesprochene Opiumfrage hinweisen die von Anfang bis zu Ende, d. h. von der Kultur der Mohnpflanze in Indien bis zum Verkaufe des Opiums in China, die Demoralisation und fast könnte man sagen die Vernichtung ganzer Völkerschaften zur unvermeidlichen Folge hat. Das geschieht mit vollem Bewusstsein und ist von Engländern selbst oft genug anerkannt worden.

Als 1757 die Besitzungen des Grossmoguls an die ostindische Kompagnie übergingen, fiel ihr auch die Bereitung des Opiums als Monopol zu, und nach Aufhebung derselben, der Königin von England. Jetzt nehmen die Mohnpflanzungen 1 033 000 Acres des besten und fettesten Bodens ein, der so der Getreideproduktion entzogen wird, was bei der häufig wiederkehrenden Dürre, welche die Reisernte vernichtet, viel dazu beiträgt jene sporadisch wiederkehrende Hungersnot hervorzurufen, welche das Volk dezimirt.

Im Jahr 1773 wurde die erste Einfuhr von Opium als Arzneimittel in China versucht, welche in der Folge derart wuchs, dass schon zwanzig Jahre später Klagen der Chinesen darüber laut wurden und 1799 alle Einfuhr desselben unter Androhung schwerer Strafen verboten ward. Aber dieser Handel war viel zu gewinnbringend um ihn aufzugeben, er ging jetzt nur in Schmuggel über und nahm durch die Bestechlichkeit der chinesischen Zollbeamten immer grössere Dimensionen an. — Das ging so bis zum Jahre 1839, als die Konfiskation und Vernichtung des ganzen Opiumvorrats (20 283 Kisten), den sogenannten Opiumkrieg herbeiführte.

Damals erschien in Peking ein Manifest, in welchem es unter anderem hiess: „O, ihr hassenwerten Barbaren! Versuchet doch euch in einem Spiegel zu betrachten und ihr werdet schaudern. Betrachtet euch und ihr werdet gestehen müssen, dass ihr nur Tiere seid und von reissenden Tieren euch durch die Sprache allein unterscheidet. Mit eurem Opium habt ihr die Gesundheit des Volkes vergiftet und sein Leben zernagt, ihr seid unersättlich wie Walfische, immer bereit zu verschlingen. Beständig und ausdauernd wie Seidenwürmer hört ihr niemals auf in euren Uebergriffen, ihr haltet nimmer ein, und gestattet man euch einen Schritt, gleich macht ihr noch zwei" u. s. w. — Mit solch schönen Phrasen aber vermochten die Chinesen nichts gegen gute Armstrongs und Brandraketen, und diese verstanden es dem Gifte einen ergiebigen Markt zu eröffnen — jetzt ist der Opiumhandel in der schönsten Blüte: im Jahr 1877 wurden mehr als 90 000 Kisten eingeführt.

Welchen Umfang das Laster des Opiumrauchens dort gewonnen hat mögen ein paar Beispiele zeigen. — In Ningpo, einer Stadt von 400 000 Einwohnern, befinden sich nach amtlicher Angabe 2700 Opiumbuden, d. h. auf 148 Einwohner kommt eine. Ein Missionsarzt versichert: 10 Prozent seiner männlichen Patienten seien habituelle, weitere 5 Prozent anfangende Opiumraucher. — Die Folge des Opiumgenusses ist physischer, moralischer und finanzieller Ruin, so dass es nicht bloss zu Verbrechen wider Eigentum und Leben, sondern auch zum Verkauf von Weib und Kindern kommt. Dies weiss die chinesische Regierung und darum hat sie sich gegen die Einfuhr dieses Giftes gewehrt so

viel nur in ihrer Macht stand; dies weiss auch das chinesische Volk, und sein Hass gegen die Fremden ist nicht zum geringsten Teil auf diesen Handel zurückzuführen.

Gladstone erklärte damals im Parlament: „Die Chinesen hatten ein Recht, Euch von ihrer Küste zu vertreiben, als sie fanden, dass ihr diesen scheusslichen und infamen Handel nicht aufgeben wolltet. Einen nach seinem Ursprunge ungerechteren Krieg, der unser Land mehr mit Schmach bedeckt, kenne ich nicht. Die Flagge Albions trägt einen grossen Schmutzflecken."

Nie würde es einem Engländer einfallen seine eigenen Landsleute *en masse* zu vergiften, um ein paar Schillinge zu verdienen — einen so wahnsinnigen Gedanken vermöchte er gar nicht zu fassen; auch ist er ein gar zu guter Lateiner und Gesetzkundiger um das *corpus juris* zu ignoriren, wo es heisst: *plus est hominem extinguere veneno quam occidere gladio.* — Aber gegen *foreigners* braucht er dergleichen nicht zu beobachten.

So wie die Engländer gut essen um tüchtig arbeiten und viel arbeiten um gut essen zu können — so streben sie auch nach Geld um Macht und nach Macht, um Geld zu erwerben — man kann es nicht oft genug wiederholen. — Sie sind keine Ideologen, die sich mit trokenen Lorbeeren und unproduktiver *Gloire* begnügen, die für eine Idee ihr Blut oder ihr sauererworbenes Geld vergeuden, dazu sind sie zu sehr *matter of fact.* Wenn sie etwas ausgeben, so muss es auch etwas einbringen; auf diese oder jene Weise, sogleich oder in der Zukunft; das Leben ist für sie ein Anlagekapital, das möglichst hohe und sichere Zinsen tragen muss — es ohne Not zu riskiren,

wäre eines klugen Geschäftsmannes unwürdig. Darum führen sie ihre Kriege auch nicht selbst, sondern sie kaufen sich ihre Soldaten, einige auf dem inländischen Markte, die meisten aber im Auslande. Im vorigen Jahrhundert war es besonders Deutschland, das sie mit der nötigen Ware versorgte, und Fallmerayer sagte mit Recht: „Die Deutschen sind Guano zu Englands Gedeihen."

Zu Anfange dieses Jahrhunderts besoldete England nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa und war dabei noch pfiffig genug, den Völkern weiss zu machen, dass sie sich für sich selbst schlügen. Erst später kam man zur Besinnung, als einige Engländer selbst gestanden, dass ihre Tories, nach dem Ausbruche der französischen Revolution, eine ähnliche Explosion auch bei sich zu befürchten und zu erwarten hatten, und dass das Volk im Auslande beschäftigt wurde, um seine Blicke von den heimischen Angelegenheiten abzulenken. Das dauerte zwanzig Jahre lang, und obgleich die Staatsschuld dadurch von zweihundert auf achthundert Millionen stieg, so wurde die zähe Ausdauer und Energie doch mit Erfolg gekrönt; der Löwenanteil des Kampfpreises, die ungeheuren Eroberungen in allen Weltteilen, die Suprematie im Rate der Welt blieb England. — Der Adel behielt ungeschmälert die neun Zehntel des Grundes und Bodens, welche ihm gehörten, er hatte nichts mehr vom Volke zu fürchten, denn es war relativ zufriedengestellt, hatte es doch mit seinem Gelde nur das Blut von Fremden bezahlt und dafür den Handel der ganzen Welt an sich gerissen, was ihm seine Ausgaben mit Wucher zurückgab. — Dies Prinzip Hilfstruppen zu kaufen und seine

Gegner zu bestechen hat es bis heute glücklich durchgeführt, und nur diejenigen tadeln es deshalb, welchen nicht die Mittel zu Gebote stehen, um es eben so zu machen; denn darüber sind doch wohl alle einig, dass es besser ist, andere für sich bluten zu lassen, als sein eigenes Blut zu vergiessen.

In Europa ist es jetzt zwar anders geworden als zu Anfange dieses Jahrhunderts, denn als England jüngst überall nach Verbündeten suchte und Subsidien anbot um gegen Russland zu fechten, so liessen sich nur einige österreichische Stimmen vernehmen, welche dafür waren, sich zu verkaufen. In Asien und Afrika aber begreift man das noch nicht, und der „Observer" sagte mit vollem Rechte am 24. Februar 1878: „Vom Tage da der Vizekönig seinen Anteil am Suezkanal an England verkaufte, hörte er auf ein unabhängiger Herrscher zu sein."

Der Reichtum, welchen der Einzelne besitzt, giebt ihm noch kein Anrecht auf Achtung, er ist noch kein Beweis von Klugheit oder Ehrenhaftigkeit des Charakters, er kann auch einem glücklichen Zufalle oder gar unwürdigen Mitteln zu verdanken sein. — Der Reichtum eines ganzen Volkes aber ist immer ein Beweis von Jahrhunderte langer unausgesetzter, kluger und ehrenhafter Betriebsamkeit, denn nur ein freies, gebildetes Volk vermag es reich zu werden — ein unkultivirtes Barbarenvolk ist immer zur Armut verdammt — England ist daher mit Recht stolz auf seinen Reichtum. Freilich kann nicht bestritten werden, dass es seine Verehrung des Geldes zu weit treibt, aber das liegt in der Natur der Sache. Der Soldat achtet nur Mut und Tapfer-

keit, der Gelehrte nur Wissen, und der Handelsmann nur Geld. Der Insulanerhochmut mit welchem der Engländer auf andere Völker herabblickt, wird noch gesteigert durch das Bewusstsein, dass sie ärmer sind als er, dass sie in Zeiten der Not zu ihm ihre Zuflucht nehmen müssen, dass er ihr Gläubiger ist.

Aber auch zu Hause ist er stolz auf sein Geld — er muss reich sein, denn sonst ist er zur Unbedeutendheit verurteilt. Ralph Emerson sagt: „In keinem Lande wird dem Reichtum eine so absolute Huldigung gezollt, die Armut als eine Schmach, fast als ein Verbrechen angesehen, wie in England.“ Sidney Smith drückt sich noch stärker aus: „In England ist die Armut infam“ — und Nelson klagt: „Der Mangel an Geld ist ein Verbrechen, das man mir nicht verzeihen kann.“ — Solche Ausdrücke mögen zwar zu hart und übertrieben erscheinen, aber im Grunde genommen haben diese Männer recht; ohne Geld ist man in England ein *nobody* und — kein *gentleman*.

In England fordert aber die Gesellschaft vor allem, dass man *gentleman* sei — ob auch *nobleman*, das ist Nebensache. Wie bekannt gehören die jüngeren Söhne des Adels dem Bürgerstande an, was durchaus kein Hindernis ist, sie in den höchsten Gesellschaftskreisen und auch bei Hofe heimisch zu machen — sie sind geborene *gentlemen* und das genügt.

Ursprünglich waren *nobleman* und *gentleman* identisch, wie auch im Deutschen edel und adelig dasselbe bedeutete; im Laufe der Zeit hat sich jedoch der Sinn dieser Wörter geändert, und heute giebt es gar viele edle Männer die nicht Edelleute oder Adelige sind, wie auch umge-

kehrt. So war es auch im Französischen und Englischen; ein *gentilhomme*, ein *gentleman* war immer *noble*, denn damals wurde von einem Manne vor allem Kraft, Mut, Tapferkeit gefordert, darin allein bestand seine Tugend, und noch heute gebraucht der Franzose das Wort in ähnlichem Sinne: er spricht von *vertu d'une femme*, von der Tugend einer Frau und von *vertu d'une plante*, die Kraft, Heilkraft einer Pflanze. Wir müssen daher in diesem Falle nicht an die Etymologie oder die ursprüngliche Bedeutung der Wörter denken, sondern an die Bedeutung, die sie jetzt haben, und dann finden wir, dass *gentilhomme*, *nobleman*, und Edelmann gleichbedeutend sind, nicht aber *nobleman* und *gentleman*.

Georg IV war eine gemeine Natur und gefiel sich auch nur in Gesellschaft gemeiner Menschen, die er jedoch herzlich verachtete. Einst bat ihn ein solches Individuum: „*Make me a gentleman, Sir.*“ — „*Oh really, I cannot*,“ antwortete Georg lachend — *I can make you a nobleman, but I cannot make you a gentleman.*“ —

Französisch kann *gentleman* annähernd durch *homme comme il faut* wiedergegeben werden, deutsch aber nur durch eine lange Umschreibung: ein Mann von guter Geburt, Stellung und Erziehung; von feinen Sitten und tadellosem Betragen, der die Formen der guten Gesellschaft streng beobachtet, höflich gegen jedermann ist, auch gegen Untergebene, sich stets beherrscht und nie aufbraust. Zu dem allem kommt noch als Hauptbedingung: er darf sich nicht in niederer Sphäre bewegen, nicht in privatdienstlichen Verhältnissen sein, in solchen, die seine Freiheit binden und ihn von anderen Menschen abhängig

machen, er darf sich daher auch nicht mit Handarbeit beschäftigen, dagegen darf er im Dienste des Staats oder des Publikums stehen.

Der Professor z. B. hält seine Vorlesungen öffentlich, er hat es mit dem Publikum zu thun, er treibt ein *en gros* Geschäft; der Lehrer aber, der von Haus zu Haus geht um Privatstunden zu geben, ist Detaillist, daher kein *gentleman*. Der Apotheker ist es auch nicht, er ist Detaillist und arbeitet auch nur nach Vorschrift eines Privatmannes, des Arztes; der Professor der Chemie hingegen, der in seinem Laboratorium arbeitet, ist im Dienste der Wissenschaft und hängt nicht von einzelnen Personen ab — er ist also *gentleman*.

Der Offizier ist es natürlich auch, unter der Bedingung, dass er seine Kommission gekauft habe oder aus einer Militärschule hervorgegangen sei; der Soldat ist es nie, er ist Söldling, er hat sich verkauft und ist daher ein Lump. Aber angenommen, er zeichnete sich aus und avancirte, was bisweilen, obgleich selten, vorkommt, so wird er doch nur Offizier sein, aber kein *gentleman*; niemand achtet ihn als solchen, auch seine eigenen Soldaten nicht die ihm nur mit Widerwillen gehorchen. — Eine Heiligengeschichte möge hier als Illustration dienen.

Ein alter Bauer hatte vor seinem Hause das Bild des heiligen Josephus, vor dem er alle Morgen seine Andacht verrichtete. Seine Söhne schämten sich des durch Sturm und Regen verwitterten Heiligen und baten ihren Vater, er möge ihnen doch erlauben aus dem dicken Birkenbaum der im Hofe stand, einen neuen Josephus zu machen, was auch geschah; dem invaliden Heiligen

wurde unter dem Dache ein Ruheplätzchen angewiesen. Eines Morgens in aller Frühe hörten die Söhne ein furchtbares Gepolter über ihren Häuptern, erschreckt eilten sie hinauf und fanden ihren alten Vater, der die Treppe heruntergestürzt war, nachdem er oben dem legitimen Joseph seine Ehrfurcht bezeugt hatte. — „Ich mag den nicht den Ihr mir da unten hingestellt habt," sagte er den Kindern, „Ihr habt ihn zwar hübsch herausgeputzt, aber ich kann ihn doch nicht achten — ich habe ihn noch als Birkenbaum gekannt." —

So ist es auch mit den englischen Soldaten; sie mögen keinen Offizier den sie noch als Birkenbaum gekannt haben, d. h. der nicht mehr gewesen ist als sie selbst, und der die alte Kameradschaft durch doppelt strenge Disziplin, durch Rohheit und Härte vergessen machen will; sie wollen einen *gentleman*, der ihnen durch Geburt und Reichtum imponirt — dem gehorchen sie gerne. — Diese Eigentümlichkeit ist durch Sitte, Brauch und Gewohnheit bedingt — es ist vor allem angeborene oder angeerbte Unabhängigkeit nötig um *gentleman* zu sein.

Die hohe Achtung vor Geburt und gesellschaftlicher Stellung ist allen Klassen des englischen Volks gemein, nicht nur den Soldaten, welche die niedrigste und verachtetste Schicht bilden; alle blicken mit wahrhafter Ehrfurcht zu denen hinauf, welche ihnen als Muster zur Nachahmung dienen, und diese Muster vermögen sie nur unter den Reichen oder wenigstens Wohlhabenden zu finden — nur diese sind *gentlemen*.

Niemand achtet den *self-made man* mehr als der

Engländer, aber er betrachtet ihn nicht als *gentleman* und wenn er Millionen hätte, denn trotz seiner Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit fehlt ihm doch der äussere Schliff, sowie gewisse Gefühle und Gesinnungen, welche sich nur dadurch erlangen lassen, dass man von Geburt an der guten Gesellschaft angehört, von Kindheit an sich in einer solchen bewegt habe. Darum heisst es auch mit Recht, dass drei Generationen dazu gehören, um einen *gentleman* zu machen. Ein talentvoller, hochbegabter Bauernjunge kann ein Gelehrter oder General werden, er bleibt aber doch immer nur ein *paysan du Danube*, oder ein roher Soldat wie Augereau und Pelissier.

Wahrheit und Lüge.

Wer da lügt, soll Prügel haben.
(Bodenstedt.)

Einer der schönsten Charakterzüge des Engländers ist seine Abscheu vor der Lüge; er weiss, dass die Wahrheit die erste Grundlage der Sittlichkeit ist, und wenn er in der Erziehung der Kinder auch manches zu leicht nimmt, leichter als es andere Völker thun, so bestraft er dafür die Lüge um so strenger und unnachsichtiger. Mit Ängstlichkeit vermeidet man alles, was die Ehrfurcht vor der Wahrheit beeinträchtigen könnte, und einige wollen ihre Kinder nicht Münchhausen oder Monsieur de Krack lesen lassen, weil solche Aufschneidereien doch nur Lügen sind; andere gehen sogar so weit, dass sie nichts von Poesie wissen wollen, denn — *poetry is untrue*, sagen

sie. — Das ist übertrieben und lächerlich, denn, darf man der Jugend die Poesie nehmen? kann man sie ohne Poesie erziehen? kann man sich eine Religion ohne Poesie denken? — Gleichviel, das Prinzip, das sie zu ihrem Irrtum verleitet, ist doch nur ehrenhaft und trägt die edelsten Früchte, wovon sich jeder zu überzeugen vermag, der die englische Gesellschaft kennt. — Seltsam aber wird es manchem Fremden erscheinen, wenn er erfährt, dass es dort Strenggläubige giebt, die, aus Furcht vor der Lüge, eine der Grundlagen des Christentums, die Taufe, abgeschafft haben.

Wir kamen einst mit einem Manne, den wir nur oberflächlich kannten, aus der Kirche und sprachen über die soeben gehörte Predigt; wie erstaunten wir aber, als er im Laufe der Unterhaltung sagte, dass er nicht getauft sei. — „Aber Sie sind doch Christ?“ — „Gewiss,“ antwortete er, „aber meine Eltern haben nur gethan, was sie thun durften: sie haben mich in der christlichen Lehre erzogen — mich taufen zu lassen hatten sie nicht das Recht, denn sie konnten den Glauben, dem ich später angehören wollte, nicht bestimmen. Sie durften sich um so weniger ein solches Recht anmassen, da sie doch wussten, dass mein Glaube nicht von ihnen abhängt, sondern von mir allein. Es ist als ob man im Namen eines neugeborenen Kindes einen Wechsel ausstellen wollte den es bei seiner Volljährigkeit bezahlen müsste. Wäre das billig, ehrlich und vernünftig? Weiss man ob es den Wechsel auch acceptiren wird? — Noch unvernünftiger ist es wenn Menschen die mich gar nicht kennen, mich noch nicht gesehen haben, oder von dem

Augenblick meiner Taufe an nicht mehr sehen werden, das Versprechen ablegen meine christliche Erziehung zu übernehmen und für mich zu sorgen, obgleich sie doch wissen, dass sie gar nicht im Stande sind ihr Versprechen zu halten. Ein solcher Pathe ist doch nur ein Lügner.“ —

Am folgenden Tage befanden wir uns bei einer befreundeten Familie, wo wir unsere neueste Erfahrung als etwas ganz Merkwürdiges mitteilten, waren aber nicht wenig überrascht als die Frau vom Hause lächelnd sagte: „Nun, auch meine Kinder sind nicht getauft, ausgenommen Mary (die dritte Tochter), weil ihr Onkel, der das neugeborene Kind zu seiner Erbin bestimmt hatte, es zur Bedingung machte. Er ist auch ihr Pathe, er durfte es sein, denn er versprach für das Kind zu sorgen, und er hält auch Wort.“

Das heisst nun zwar ein Prinzip bis zu den äussersten Konsequenzen treiben und ins Absurde fallen, nichtsdestoweniger ist sogar diese Excentrizität achtungswert, es geht ein herrlicher Zug englischen Lebens daraus hervor, der die höchste Anerkennung verdient. Die sogenannten kleinen Notlügen: „Sagen Sie, ich sei nicht zu Hause, — Sie hätten mich nicht angetroffen“ etc. etc. sind in England ungleich seltener als in irgend einem andern Lande, und: „Er nimmt es mit der Wahrheit nicht allzugenau“ oder gar: „Man kann ihm nicht glauben“ gehört zum stärksten das sich gegen einen Menschen sagen lässt.

Bei den Einen mag dieser Abscheu vor der Lüge einzig nur sittlicher Natur sein, bei anderen, vielleicht unbewusst, einen anderen Grund haben, nämlich das

Gefühl der Freiheit und Kraft, welches jedem Engländer innewohnt. — Nur der Schwache, der Sklave ist falsch und unehrlich, natürlich — er kann ja nicht gerade und offen sein, denn er hat ja keine andere Waffe als die Lüge zu Angriff und Verteidigung; der freie Mann hingegen, der Starke, fürchtet nichts, er sagt und thut, was er verantworten kann, darf daher nicht lügen, ohne sich als schwach und feige zu bekennen, was doch gar zu unmännlich, zu unenglisch wäre.

Noch einmal: offen, ehrlich, mit Ängstlichkeit sein Wort abwägend, das ihn binden, ihm eine Verpflichtung auferlegen, oder anderen gefährlich sein könnte, so ist der Engländer im Privatleben, zu Hause, seinen Landsleuten und auch Fremden gegenüber. Aber das ist alles vergessen, er ist vollkommen transformirt, wenn er nicht als Mensch, sondern als Engländer Fremden gegenübersteht — dann verschwindet die Wahrheit und Ehrlichkeit.

Alles was jemals über punische Treue und über die Treulosigkeit der Orientalen gesagt worden, ist nichts gegen die *perfidie anglaise*, über welche sich Napoleon so oft mit gerechter Bitterkeit aussprach — die ganze englische Geschichte ist ein unwiderleglicher Beweis davon.

Nathan meinte, man müsse die Wahrheit sagen, wenn es nötig ist und nützt, und er hat nicht ganz unrecht. Wollte man, wie Kotzebues Gurli, einem Kaliban oder Quasimodo ins Gesicht rufen: Pfui, wie hässlich bist Du! so hiesse das zwar die Wahrheit sagen, aber wozu? Es wäre weder nötig noch nützlich, daher auch nicht gut, und man würde besser thun zu schweigen und seine Meinung für sich zu behalten. — Ist man aber zu sprechen

gezwungen, so ist es eine Thorheit, es so zu thun, dass man seine eigenen Interessen schädigt, und schlecht, wenn man dadurch die Interessen anderer aufs Spiel setzt. — Welcher Privatmann würde einem Arzte oder Advokaten, welcher Fürst einem Minister oder Gesandten die Sorge für sein Wohl und seine Interessen anvertrauen, wenn er nicht darauf rechnen dürfte, dass dieser nur dann die Wahrheit sagen werde, wenn's nötig ist, andernfalls aber schweigen, oder den Ausspruch Talleyrands: *la parole est donnée à l'homme pour déguiser sa pensée*, befolgen würde.

Aber weil man nicht immer sagen soll, was man denkt oder zu thun gedenkt, so folgt durchaus nicht, dass man stets das Gegenteil von dem sagen müsse, was man denkt, und dass man direkt lügen dürfe.

Und doch ist das die englische Logik fremden Völkern gegenüber. Diese können in ihrem Verkehr untereinander aufrichtig, wenn auch vorsichtig sein — England gegenüber ist es nicht genug Vorsicht zu beobachten; Misstrauen und sogar Argwohn ist nötig, denn man muss immer auf alles gefasst sein, auf Überraschungen aller Art, auf Hinterlist, Verrat und Treulosigkeit; man muss, wie James Crighton mit beiden Händen zugleich fechten können, zugleich verschiedene Waffen zu gebrauchen verstehen, sonst ist man verloren. Das ist das Geheimnis worauf die Geschicklichkeit der englischen Politik beruht, worauf ihre Macht und Grösse begründet ist — das andere Geheimnis, das Geld, nicht zu vergessen!

Nie wird es einem Engländer einfallen, einem seiner Landsleute durch lügnerische Entstellung von Thatsachen

Fehler anzudichten, ihm Vorwürfe zu machen über Vergehen oder gar Verbrechen, welche dieser nie begangen, oder die jener selbst noch öfter und in weit höherem Grade begangen hat, aber fremden Regierungen und Völkern gegenüber so zu handeln, das ist eine seiner Gepflogenheiten, an welche die Welt so gewöhnt ist, dass sie darüber gar nicht mehr erstaunt.

Wie oft hat nicht die englische Presse die Amerikaner und Spanier gebrandmarkt, weil sie Sklaven hatten! Wie oft sprach man sich im Parlamente und sogar in offiziellen Akten darüber mit insultirender Härte aus! — Und doch ist es bekannt, dass die Volksvertretungen der amerikanischen Kolonien schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Einfuhr von Sklaven durch ausdrückliche Beschlüsse verboten, dass aber England, damals der grösste Sklavenhändler der Welt, dies nicht gestattete; der König liess erklären, er allein habe das Recht, den Sklavenhandel zu regeln, womit jene Beschlüsse aufgehoben wurden. — Dasselbe geschah Spanien gegenüber durch den Utrechter Kongress, wo England sich auf dreissig Jahre das Recht ausbedang, 144 000 Negersklaven in die spanischen Kolonien einzuführen.

I do the wrong and first begin to brawl,
The secret mischiefs that I set abroach
I lay unto the grievous charge of others.

Wir übergehen unzählige ähnliche Fakta, die wir citiren könnten und führen nur eins aus der Gegenwart an.

Der Graf Schuwaloff hat dem Kabinette von St. James

im Namen der russischen Regierung versprochen Chiwa nicht zu annektiren, und es ist bis heute auch nicht geschehen. Das ist bekannt, das weiss man in England noch besser als irgendwo, nichtsdestoweniger ist in der englischen Presse immer und immer der Vorwurf zu finden, dass Russland nicht Wort gehalten und trotz seines gegebenen Versprechens dennoch Chiwa einverleibt habe. — Aber selbst wenn es geschehen wäre, wenn Russland, durch die Umstände gezwungen, sein Versprechen nicht gehalten hätte, so wäre doch wahrlich England am wenigsten berechtigt dem Petersburger Kabinette darüber Vorwürfe zu machen — erklärte doch Lord Lytton, der Vizekönig von Indien, offiziell: „dass ein deutlicher Unterschied besteht zwischen einer Verpflichtung, die durch einen Vertrag übernommen, und einer Verpflichtung, die auf einem mündlichen Versprechen beruht" (Oberhausverhandlungen vom 10. Dezember 1878). — Man sieht, wie berechtigt John Bright war, am 11. Februar 1879 in Manchester zu sagen: „Die Regierung habe grosse Vorteile durch die Macht des Lügens", und dass die bekannte englische Definition eines Gesandten: „*An Ambassador is a man who lies abroad for the benefit of his country*", dort nicht etwa als blosses Wortspiel, sondern buchstäblich genommen wird.

Private und politische Moral.

Selon la morale de la vertueuse Albion, faut de la vertu . . . . pour les autres, mais pour elle pas trop n'en faut.

(Le Courr. de Lyon 15, I, 59.)

Denis Nisard, der Direktor der Normalschule in Paris, hat durch seine Theorie der doppelten Moral, der politischen und der privaten, womit er den 2. Dez. zu rechtfertigen suchte, viel Staub aufgewirbelt — wir glauben mit Unrecht, denn eigentlich hat er nichts neues gesagt. Seitdem es Staaten giebt, haben die Vertreter der Regierungen in ihren gegenseitigen Beziehungen nicht dieselben Prinzipien der Moral beobachtet, die sie in ihrem Privatleben befolgten. Der Philosoph, der Moralist, mag darüber betrübt oder empört sein, das ändert aber an der Sache nichts; so haben es die Heiden gemacht, und die apostolischen, christlichen und allerchristlichsten Regierungen haben sich auch nicht tugendhafter bewiesen, weil ihre Handlungsweise immer durch dieselbe Triebfeder bestimmt wurde: das egoistische Interesse, das mit christlicher Moral leider nur zu oft in direktem Widerspruche steht. — Und wenn ausser den Landesinteressen auch noch persönliche hinzutreten: Ehrgeiz, Hochmut, verletzte Eitelkeit, verbunden mit brutalem Pochen auf Macht und Reichtum, dann werden die internationalen Beziehungen durch Gefühle vergiftet, welche Ehrlichkeit und Wahrheit nicht aufkommen lassen, oder wenigstens stark beeinträchtigen.

Politiker suchen einander auf jede Weise zu überlisten, bisweilen sogar indem sie die Wahrheit sagen, in

der Voraussetzung, dass man ihnen doch nicht glauben werde; und finden sie in ihrer Schlauheit dennoch kein Mittel, um ihren Zweck zu erreichen, so scheuen sie auch nicht immer vor einer offenen Rechtsverletzung zurück. — Hier ein paar Beispiele aus der Geschichte und von Männern, die man gewöhnlich als ganz besonders ehrlich preist — Henri IV und Washington.

Le bon Roy teilte einst dem spanischen Gesandten alle seine Pläne mit, trotz der warnenden Zeichen Sullys. „Er wird mir ja doch nicht glauben," sagte er später lachend zum Minister, „er wird das Gegenteil für wahr halten und so täuschte ich ihn indem ich die Wahrheit sagte." —

Die Konvention von Saratoga (1777) stipulirte freien Abzug und Rückfahrt der Truppen des Generals Bourgoyne nach England, sie wurden aber durch allerlei Vorwände zurückgehalten und endlich sogar nach Virginien transportirt, also als Kriegsgefangene behandelt. Auf Bourgoyne fällt, trotz aller Anschwärzungen des amerikanischen Kongresses, kein Schatten einer unehrenhaften Handlung, während die damalige amerikanische Politik in sehr zweideutigem Licht erscheint, und aus erhaltenen Briefen Washingtons ist ersichtlich, dass auch er nicht im Stande war seine Hände in Unschuld zu waschen in einer Sache, wo der Feind über offenen Treubruch klagen durfte. Er erscheint vielmehr als intellektueller Urheber der ganzen unsauberen Angelegenheit, um die Zurücksendung der englischen Truppen möglichst lang hinauszuschieben, denn urteilte er: *„in point of policy we should not be auxious for their early departure.* — Wenn die

Truppen Bourgoynes nach England zurückkehrten, so würden dort gerade so viele Soldaten frei und könnten nach Amerika gesandt werden. (So erzählt der amerikanische Historiker: Charles Deane.)

Ob es jemals anders werden wird, das wissen die Götter, aber bis jetzt hat es wohl noch keinen Staatsmann, keinen Diplomaten gegeben, dessen Sprache und Handlungen den Worten des Evangeliums entsprochen hätten: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein."

Nichtsdestoweniger ist doch ein ungeheurer Abstand zwischen sonst und jetzt, und ist auch das Sittengesetz, welches die Grundlage des Privatrechts bildet, noch immer nicht die Grundlage des öffentlichen Rechts in den Beziehungen zwischen den Regierungen unter einander, so ist doch die einst so krasse, schamlose Immoralität verschwunden; sagt man auch noch immer nicht die offene Wahrheit, so ist die offenbare Lüge doch verpönt, und Heimtücke, brutale Treulosigkeit, räuberischer Überfall in Friedenszeiten, Meuchelmord und dergleichen Verbrechen wären schon längst aus der Geschichte verschwunden, wenn nicht England und nur England allein, ohne Skrupel sich noch immer dieser Mittel bediente um seine Zwecke zu erreichen. Ja, es heisst wohl nicht zu weit gehn, wenn wir sagen, dass der ganze Bestand des britischen Reichs und seine noch immer fortschreitende Vergrösserung Mitteln zuzuschreiben ist, die jedes andere Volk verdammt, die keine Regierung anzuwenden wagen dürfte, ohne sich im eignen Lande unmöglich zu machen.

Auch hierfür, wie für alles, was sich auf England bezieht, verweisen wir nur auf englische Autoritäten, nicht

auf Fremde, denen man jenseits des Kanals Parteilichkeit oder Unkenntnis vorwerfen könnte.

Als Einleitung zu den historischen Belegen, auf welche wir unsere Meinung stützen, führen wir einige Worte aus einem interessanten, seinerzeit vielgelesenen Schriftchen an: *German Students by Eduard Paxton. Edinburgh 1833.*

„Kaum hier (in Berlin) angekommen, wurde ich Herrn Müller vorgestellt. Müller ist in Deutschland eigentlich kein Name, alles heisst so, wie bei uns Smith, Brown oder Jones. — Er war Referendarius, so nennt man hier die unterste Stufe der Civilbeamten, und natürlich auch Doktor — hier sind alle, welche keine Militäruniform tragen, entweder Doktoren oder Barone d. h. kleine Adelige, welche am von vor dem Namen zu erkennen sind. Trotz aller dieser bei uns unbekannten Eigenschaften war Herr Müller ein ganz guter Kerl (*fellow*) dem ich viele Bekanntschaften verdanke, ein harmloser junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der so sanft in Sprache und Bewegung war, dass er keiner Fliege Leids hätte zufügen können. Und doch hatte er eine tiefe Schmarre in der linken Wange — er hatte ein Duell gehabt und war in Gefahr gewesen ein Auge zu verlieren. — Als ich mich einst, nach näherer Bekanntschaft, mit ihm darüber unterhielt, erzählte er mir ganz einfach, dass ein frecher Bursche ihn beleidigt, dass er ihn gefordert und dabei diesen Schmiss erhalten hätte. Ich fragte ihn wie er mir einen solchen Unsinn erklären könne; die Beleidigung hätte er doch keinesfalls durch ein Duell verwischen können, es wäre auch im günstig-

sten Fall doch keine Genugthuung für ihn gewesen, und nun sei er auch noch gar verwundet worden, sein Gegner hätte also einen doppelten Vorteil über ihn, denn die Beleidigung sei durch den Erfolg bestätigt und gewissermassen gerechtfertigt worden. Der eine kann besser zu fechten oder zu schiessen verstehen als der andere, aber das beweist ja immer noch nicht, dass er recht hat; dies ist doch gewiss so klar wie möglich; wie kommt es, dass im philosophischen Deutschland vernünftige Menschen sich schlagen dürfen, ohne von der öffentlichen Meinung als Verrückte oder als Bösewichter (*villains*) gebrandmarkt zu werden?

„Das alles ist in der Theorie vollkommen richtig," antwortete der Doktor, „aber was wollen Sie, dass ich thun sollte? Ich bin beleidigt worden, ich habe mich geschlagen weil ich kein anderes Mittel hatte meine Ehre zu verteidigen. Dass mein Gegner dabei frei ausging und ich fast ein Auge verlor, das ist Pech (*misfortune*), aber meine Schuld ist es doch nicht. Ich bin so friedliebend wie möglich, ich habe nie Streit gesucht, aber sehen Sie meinen Direktor, den Hofrat, der hat sechszehn Duelle gehabt, und Schmarren ohn' Ende bezeugen es."

Ich blickte ihn ganz erstaunt an.

„Sie werden doch gewiss nicht sagen wollen, dass er sechszehn Duelle gehabt hat und immer unschuldig war, immer der angegriffene Teil, das ist unmöglich! Das muss ein ausgemachter Raufbold (*bully*) sein."

„Da können Sie wohl recht haben," erwiderte Herr Müller lachend. „Nachdem er sich hier dreimal geschlagen, wurde er relegirt, er ging nach Leipzig, dann nach

Göttingen, und so machte er die Runde durch alle Universitäten; er schlug sich, wurde relegirt und schlug sich immer wieder. Er war stets auf dem Fechtboden zu Hause und dachte ans Studieren erst in den beiden letzten Universitätsjahren, wo er die verlorene Zeit schnell einholte, denn er ist ausserordentlich begabt, und jetzt ist er einer unserer tüchtigsten Beamten. Aber ein Krakehler (*wrangler*) ist er geblieben und es ist schwer mit ihm auszukommen."

Es war mir unbegreiflich wie man in Deutschland, wo die Polizei sich in alles mischt, einen solchen Unfug dulden konnte, und ich würde es für eine Fabel gehalten haben, hätte mir ein ehemaliger Student nicht selbst die Geschichte erzählt."

Seltsam, dass es Mr. Paxton nicht einfiel die beiden Studenten mit Völkern zu vergleichen!

Seit achthundert Jahren hat nie ein feindlicher Fuss den englischen Boden betreten, oder ein Feind auch nur das Land ernsthaft bedroht — Napoleons scheinbarer Landungsversuch ist ja bekanntermassen nur eine Diversion gewesen — und doch hat England seitdem in allen Weltteilen Krieg geführt, doch ist seit mehr als zwei Jahrhunderten der britische Janustempel fast nie geschlossen gewesen. Sollten denn Europäer und Amerikaner, Afrikaner, Asiaten und Südseeinsulaner stets die Angreifer gewesen und John Bull in der That ein friedliebendes unschuldiges Lamm sein?

Auf dem Kontinente entsteht oft Streit unter Nachbarn, und es ist durchaus nicht immer klar, welcher von beiden recht oder unrecht hat, gewöhnlich haben beide

unrecht, nur der eine etwas mehr als der andere. — Aber wenn John Bull ausgeht in Nah und Fern und überall Händel hat, dann gleicht er dem Studenten, der von einer Universität zur anderen zieht und sich immer schlägt, dann ist es doch klar, dass er Händel sucht, dass er ein Raufbold ist. Nicht zu Hause ist er ein Raufbold — da würde ihn das Gesetz treffen das ihn zu Ruhe und Frieden zwingt — aber in der Fremde kennt er kein anderes Gesetz als seine Faust, hier thut er, was er will, denn er ist reich und im Reichtum liegt seine Kraft und seine Macht. „Wir sind die Stärkeren und können unseren Willen nach eigenem Gutdünken zur Ausführung bringen," sagte die „Times" am 23. September 1878.

Dem Renommisten, der von einer Universität zur anderen zog um Händel zu suchen, waren die Händel Zweck; der rauflustige Patron hatte die Narrheit auf diese Weise seinen Mut, seine Kraft und seine Geschicklichkeit zu bethätigen, *voilà tout.* — John Bull ist keine so ideale Natur, er sucht Händel des Handels wegen, um klingenden Nutzen daraus zu ziehn, denn: „Die Liebe zum Gelde ist," wie Lord Ellenborough im Oberhause am 27. Juni 1865 sagte, „die alles verdrängende Leidenschaft des englischen Volkes."

Nur selten schlug es sich einzig und allein um zu terrorisiren, um Furcht vor seiner Macht zu verbreiten, wie z. B. im Jahre 1857. — Damals besprach John Packington in Glasgow in einem Meeting von mehr als zweitausend Personen die Politik der Regierung und sagte unter anderem: „Wir haben soeben einen Krieg

mit Persien gehabt. Wisst ihr warum?“ — *No, no!* war die allgemeine Antwort. — „Ich auch nicht, und niemand in England weiss es. Unsere Interessen waren weder gefährdet noch bedroht, dennoch haben wir einen Krieg geführt, der zwar nur kurze Zeit gedauert, aber die Kleinigkeit von etwas über vier Millionen gekostet hat; wir haben nur wenig Leute verloren, aber die Ehre unserer Fahne ist im Spiel gewesen; englisches Blut ist geflossen, und das Volk hat keine Ahnung, warum es sich geschlagen hat, es sei denn um Persien unsere Macht zu zeigen, um es zu strafen, dass es im Krimkriege nicht gemeinschaftliche Sache mit uns gegen Russland gemacht hat, um Furcht einzujagen, und man fürchtet uns doch wahrlich schon genug.“

Solche Kriege waren wie gesagt nur selten, gewöhnlich mussten sie einen direkten Vorteil erzielen, und dann kamen die Gesetze des Völkerrechts nie in Betracht. — Treu und Glauben, zu Hause in so hohem Ansehen, wurden mit Füssen getreten; ganz wie in der Normannenzeit überfiel man im tiefsten Frieden fremde Nationen und raubte, dass es eine Lust war. — Das geschah nicht etwa im Mittelalter, als noch überall Barbarei herrschte, es geschah noch im vorigen Jahrhundert, als schon Hobbes, Locke und die Encyclopädisten so viel zur Verbreitung wahrhafter Humanität beigetragen hatten, und es geschieht heute noch, denn der Insulaner ist immer im Kriege mit der Aussenwelt, bald offen, bald heimlich.

Daraus machen die englischen Historiker auch kein Hehl, und das Merkwürdigste ist, dass wir diese Geständnisse sogar in Schulbüchern finden, wie z. B. in *Maunders*

Treasury of Knowledge, wo es ganz unverfroren heisst: „Im Jahre 1664 nahm der Herzog von York hundert und dreissig holländische Kauffahrer weg — *without declaration of war*, ohne Kriegserklärung; und im Jahre 1755 dreihundertzweiundzwanzig französische Schiffe, ebenfalls *without declaration of war*.“ — Die Jugend lernt das als ob es ganz natürlich wäre, vielleicht unmittelbar nachdem ihr *clergyman* ihnen das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ eingeprägt und sie zur Beachtung desselben ermahnt hat. — Kein Wunder daher, dass Charles Napier am 14. Juni 1849 als etwas Selbstverständliches an Lord Russel schrieb: „Wir haben gar oft ohne Kriegserklärung spanische Gallionen genommen.“

Nelson begnügte sich nicht mit dem Raube einiger Kauffahrer, er verewigte seinen Namen durch eine Heldenthat ohne Beispiel in der Geschichte — eine Heldenthat, deren eigentlicher Ruhm jedoch seiner Regierung gebührt, die ihn dazu beauftragt hatte. — Im tiefsten Frieden bombardirte er 1801 Kopenhagen, weil Dänemark mit Russland und Schweden ein Neutralitätsbündnis geschlossen hatte, und im Jahre 1807 wurde Kopenhagen vom 2. bis 5. September nochmals ohne Kriegserklärung bombardirt, wobei 400 Häuser zerstört, 2000 beschädigt und gegen 2000 Menschen getötet wurden. Die grauenvolle That wurde dadurch gekrönt, dass die ganze dänische Kriegsflotte, bestehend aus 18 Linienschiffen, 15 Fregatten nebst vielen kleinen Fahrzeugen, weggeschleppt wurde! Das alles unter dem Vorwande, dass die Franzosen sich vielleicht der dänischen Flotte hätten bemächtigen können.

Also eine einfache Vermutung genügte um einen

Gewaltakt zu begehen der beispiellos in der Geschichte dasteht.

Und wie betragen sich die Engländer zu Hause?

Ein Reisender erzählt: „Ich stand vor dem Telegraphenamte um meine Uhr nach der Kugel zu stellen, welche um ein Uhr von der Spitze heruntergleitet, als mehrere Burschen mich umringten und ein Gespräch mit mir anknüpfen wollten. Ein *policeman* rief mir zu: ‚Nehmen sie sich in Acht, das sind Taschendiebe!' — ‚Aber wenn Sie das wissen,' fragte ich, ‚warum arretiren Sie sie nicht?' — ‚Das darf ich nur, wenn ich sie auf frischer That ertappe,' antwortete er."

Also sogar ein notorischer Dieb kann in England nicht arretirt werden so lange nur ein Verdacht auf ihm ruht, in der Fremde aber genügt schon ein blosser Verdacht um ein scheussliches Verbrechen gegen das Völkerrecht zu begehen!

Am 19. Februar 1807 drang auch Duckworth ohne Kriegserklärung in die Dardanellen ein um den Sultan zu einer Allianz gegen Frankreich zu zwingen; sein Piratenzug misslang jedoch; Sebastiani, der französische Gesandte bei der hohen Pforte, leitete die Verteidigungsarbeiten so geschickt, dass der englische Admiral sich glücklich schätzen musste wieder umkehren zu können.

Und auch im März 1877 drang Hornby in die Dardanellen ein, trotz des Protestes der Pforte, mit welcher sich doch England im Frieden befand. Komisch war es, dass das Kabinet von St. James dabei vom Pariser Traktat sprach, der doch ausdrücklich die Passage der Dardanellen durch fremde Kriegsschiffe ohne Genehmigung der

hohen Pforte untersagte. — Derselbe Traktat von 1856 hatte auch die Integrität des türkischen Territoriums garantirt, und als trotz allen Geschreies in der englischen Presse und im Parlament der geniale Lesseps den Bau des Kanals von Suez unternahm, bemächtigte England sich Perims, das den Kanal vom Roten Meer aus beherrscht. England war daher diejenige Macht, welche sich zuerst von den Bestimmungen des Pariser Traktats los machte, und zwar heimlich, nicht wie Russland, das im Jahre 1871 seine Freiheit auf dem schwarzen Meere durch einen internationalen Akt wieder erlangte.

Im Frieden von Amiens war ausdrücklich stipulirt worden, dass England die Insel Malta innerhalb Jahresfrist räumen sollte, dennoch wurde diese Stipulation unter den nichtigsten Vorwänden umgangen, bis endlich Lord Melville, Sekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, offen erklärte: „Kein vernünftiger Engländer dürfe daran denken eine so wichtige Position, einen der Schlüssel des Mittelmeeres, jemals wieder aufzugeben, und Malta ist heute noch in englischem Besitze.

Aus diesen Vorgängen in Europa, die sich *ad infinitum* vermehren liessen, kann man auf das schliessen was in Asien und Amerika vorging und heute noch vorgeht, wo Treue, Glauben und Völkerrecht für England nie existirt haben. Doch darüber später. — Ist es möglich Thatsachen wie die eben citirten zu leugnen? Verbrechen, die oft unter der Maske der Freundschaft ausgeführt wurden, inmitten hyperbolischer Phrasen von Ehrlichkeit und Tugend?

Wie weit bisweilen die skrupulöse Gewissenhaftigkeit der Engländer geht wenn es gilt sich für andere zu

engagiren, haben wir durch das Faktum bewiesen, dass manche von ihnen es nicht wagen ihre Kinder taufen zu lassen, oder als Pathen irgend welche Verantwortlichkeit zu übernehmen. Das heisst, wie schon oben bemerkt, die Ängstlichkeit zu weit treiben, aber im internationalen Verkehr fällt diese Ängstlichkeit ganz weg, und wenn es gilt fremden Regierungen Verlegenheiten zu bereiten, dann scheut man sich nicht sie zu einem aussichtslosen Kriege, oder ihre Unterthanen zum Aufstande zu reizen, um sie dann zu verlassen und mit hohlen Phrasen zu trösten. — Das gesteht auch die englische Presse in ihren nur zu schnell vorübergehenden Anwandlungen von Aufrichtigkeit. So sagt die „Times“ am 26. Januar 1850: „Es ist unmöglich einen Ort zu finden vom Tajo bis zu den Dardanellen, von Sicilien bis zum Nordcap, wo wir etwas gethan hätten um Vertrauen oder Dankbarkeit zu verdienen.“ — Und am 22. Juni desselben Jahres: „Es giebt keine gesetzmässige Regierung in Europa mit welcher wir nicht Streit angefangen, keine Insurrektion welche wir nicht verraten hätten; die Kämpfer für die Unabhängigkeit Italiens und Ungarns sind uns wahrlich keinen Dank schuldig, dass wir sie zum Aufstand reizten und sie dann ihrem Schicksal überliessen.“

Nur zwei Beispiele als Illustration zu diesen Auslassungen des Cityblattes, welches leider sein *mea culpa* hinzuzufügen vergisst, denn es hat die Politik, die es so scharf tadelt, selbst am meisten unterstützt.

Unzufrieden mit der österreichischen Herrschaft, suchten die Italiener sich durch oft wiederholte Emeuten oder kleinere und grössere Aufstände zu befreien, und nicht

allein die englische Presse ermunterte sie dazu — erklärte doch die „Times“ am 5. Dezember 1853, dass sie sich sogar des Dolches bedienen dürften, um sich ihrer Bedrücker zu entledigen, sondern selbst das Kabinet von St. James nahm offen Partei für die Aufständischen, und Lord J. Russel schrieb in einer Depesche die er damals nach Wien sandte: „dass jedes Volk das Recht habe seine Regierung zu verändern oder zu wechseln“. Nach solcher moralischen Unterstützung waren die Italiener doch gewiss berechtigt thätige Hilfe von Seiten Englands zu erwarten, aber daran dachte dort niemand, und nachdem Österreich während des Krimkrieges durch seine falsche Politik seinen Retter zurückgestossen hatte, ohne dadurch einen Freund zu gewinnen und so Louis Napoleons Intervention in Italien leicht machte, erklärte das zur Kooperation aufgeforderte Kabinet von St. James ganz trocken, dass es für Italien weder einen Schilling noch einen Soldaten habe. — Also nichts als Phrasen und Tinte!

Gehen wir zu den Polen über.

Louis Napoleon hatte bekanntlich die Marotte nach Köln gehen zu wollen ohne das französische Territorium zu verlassen, und da er auf Preussens Gefälligkeit nicht rechnen durfte um ihm zu diesem unschuldigen Vergnügen behilflich zu sein, so dachte er von hinten zu erzwingen was er von vorne nicht erreichen konnte, und, wie immer, wenn Frankreich in solcher Lage war, mussten

die Polen herhalten. Sie wurden aufgestachelt, und die Bewegung fing in Warschau mit sogenannten religiösen Demonstrationen an. Der damalige Gouverneur der Stadt kannte die Napoleonische Regel nicht: *Quand l'émeute commence à gronder il faut l'écraser, il faut la mitrailler jusqu' à l'anéantissement. Point de prisonniers — ce n'est qu'un embarras inutile.* — Der General war sanft und mild wo er hätte fest und streng sein sollen, und dass unter solchen Umständen die Desorganisation bald allgemein wurde, und die Insurrektion im ganzen Lande emporloderte, war natürlich.

Unterdessen organisirte das Tuillerienkabinet einen diplomatischen Kreuzzug, *soi-disant* „zu Gunsten der Niobe der Nationen," und natürlich war Österreich die erste Macht, welche sich dazu hergab; es wusste wohl, dass, wenn einmal die Franzosen die preussische Grenze überschritten hätten, das linke Rheinufer die Kompensation für die aufgewandte Mühe sein würde, und dass es selbst dann auch Gelegenheit hätte Schlesien wieder in Besitz zu nehmen. — Die napoleonische Presse aller Länder wurde beauftragt gegen Russland zu hetzen, und auch in Deutschland kam sie der Parole mit einem Eifer nach, der ebenso von ihrer Unkenntnis der polnischen Geschichte, wie von ihrer Verblendung zeugte — sie ahnte nicht, dass es sich gar nicht um die Weichsel, sondern um den Rhein handelte, dass dem Franzosenkaiser nur darum zu thun war Staub aufzuwirbeln und Lärm zu machen, um Gelegenheit zu haben über die Grenze zu gehn.

Aber sollten denn die Polen die bitteren Erfahrungen,

die sie schon so oft mit Frankreich gemacht hatten, vergessen haben? — Das ist unmöglich — nie und nimmermehr würden sie sich allein auf den Ruf aus Paris erhoben haben wenn sie nicht auf englische Hilfe gebaut hätten. Mit England waren sie noch nie in Berührung gekommen, sie kannten es nur durch sein Parlament und seine Presse, und in beiden ging man so verschwenderisch mit tönenden Phrasen um, dass ein Volk das sich nur zu leicht durch Phrasen enthusiasmiren, leiten und verleiten lässt, natürlich von Schwindel erfasst wurde, als jetzt in dem sonoren Geklingel das Wort *Poland* vorherrschte.

Die Unglücklichen erhoben sich, weil sie auf England bauten, und die traurigen Erfahrungen anderer Völker dienten ihnen nicht als abschreckende Lehre. Sie erinnerten sich sogar Castlereagh's nicht mehr, der bei dem Kaiser Alexander I wider die Verleihung einer Konstitution an Polen protestirt hatte (*La Constitution que V. M. vient d'octroyer à la Pologne sera toujours un brandon en Europe*, schrieb er im Auftrag seiner Regierung). Sie verliessen sich auf England, und wurden wie gebräuchlich von diesem verlassen; ihre an Verirrungen aller Art so überreiche Geschichte sollte noch um einen neuen schmerzlichen Irrtum, um eine neue grausame Täuschung bereichert werden.

Welchen Grund und welchen Zweck das Kabinet von St. James hatte sich in eine so unsaubere diplomatische Kampagne einzulassen, ist schwer zu begreifen, denn gewiss glaubte kein englischer Staatsmann im Ernste an eine Wiederherstellung Polens, ohne vorher

Russland, Preussen und Österreich zu gleicher Zeit bekriegt und besiegt zu haben, und sich in einen Krieg zu stürzen, ohne dass ein englisches Interesse im Spiele ist, einer Idee und dazu einer verrückten Idee wegen — ist ein so ungeheuerlicher Gedanke, dass er keinem Engländer ausserhalb Bedlams jemals in den Sinn kommen könnte. — Wahrscheinlich machte das britische Kabinet mit dem französischen nur gemeinschaftliche Sache um dem verhassten Russland einige Verlegenheit zu bereiten, oder es galt den guten Freund in den Tuillerien so lange zu unterstützen, bis er, unter dem Vorwande Polen wiederherzustellen, Preussen den Krieg erklärt hätte, um ihn dann zu verlassen, wodurch die Katastrophe von 1870 schon einige Jahre früher eingetreten wäre.

Das Ei der polnischen Insurrektion war zwar in den Tuillerien gelegt worden, aber England brütete es aus, indem es, mehr noch als Frankreich, in allen Kabinetten Europas hetzte und schürte, wobei es von seiner Presse kräftig unterstützt wurde. — Die Noten mit welchen das St. Petersburger Kabinet bombardirt wurde, folgten ohne Unterlass, und die englischen zeichneten sich vor allen durch eine so drastische Sprache aus, dass die Polen laut aufjubelten; der Aufstand wurde immer intensiver, da man nach den Drohnoten doch dem baldigen Erscheinen der britischen Flotte vor Kronstadt entgegensehn durfte.

Doch vergebens, nichts kam — statt deren erschien aber endlich das Gortschakoffsche Memorandum, und — es wurde plötzlich ganz mäuschenstill, in Paris, in Wien und auch in Lissabon, wo man es für geraten fand die bewusste einzige Fregatte im Hafen zu behalten. Und

siehe da, in London liessen sich bald einige Stimmen vernehmen, anfangs nur leise und schüchtern, dann immer lauter und vernehmlicher: es sei doch eigentlich nicht ganz in der Ordnung in einem befreundeten Lande Unruhen zu erregen, oder sie zu unterstützen; es sei doch ein gar misslich Ding sich in die inneren Angelegenheiten eines Staats von mehr als achtzig Millionen zu mischen, und man erinnerte dabei an das Wort Cobdens vom 14. Mai 1855: *England is not the policeman of the world.*

Aber wie erstaunt war man erst als Lord Palmerston plötzlich und ohne den geringsten Übergang in die neue Tonart einstimmte und mit der Unverfrorenheit, welche ihn chrakterisirte, so lammfromm that als ob er nie ein Wässerchen getrübt, als ob er an der diplomatischen Kampagne gegen Russland, die mit einem so schmählichen Fiasko geendigt, gar nicht Teil genommen hätte. Am 4. April 1863 sagte er:

„Mir scheint, dass eine Nation in der Lage der Polen die Konsequenzen wohl erwägen sollte, welche ein Befolgen der Ratschläge, die man ihr vielleicht erteilt hat (!?), nach sich ziehen muss. Ich frage ob es klug war, eine Reihe von beleidigenden Demonstrationen auszuführen? — Dieses Entfalten von Fahnen, dieses Singen von Hymnen konnte in nichts die Lage der Polen verbessern und musste notwendig die Regierung reizen. Ich glaube, dass es mehr im Interesse der Polen gewesen wäre, wenn sie ihre Energie zur Verbesserung ihrer Agrikultur, ihre Kräfte zur allgemeinen Wohlfahrt ihres Landes angewandt, die Leiden ertragen hätten, die, ihrer Aussage nach, auf ihnen lasten, statt diese Bahn zu ver-

lassen und Thaten zu begehen die nur reizen und provoziren, ohne irgend welche Aussicht auf ein gutes Resultat. Wenn irgend Jemand sich berufen fühlte, oder das Recht hätte, den Polen einen Rat zu erteilen, so müsste es der sein: der Zukunft zu vertrauen und nicht durch ihr Betragen Leiden auf sich herabzuziehen, welche abzuwenden ihnen unmöglich sein wird. — Man denke, was in Russland vor sich geht. Eine grosse politische und soziale Umwälzung findet dort statt, eine Veränderung, welche nicht vereinzelt bleiben kann. Ein grosses Werk vollzieht sich, eins der grössten, welches sich vielleicht jemals in so kurzer Zeit in irgend einem Lande vollzogen hat: die Abschaffung der Leibeigenschaft. Glaubt man denn, dass die Emanzipation nicht bald zu einer Ausdehnung der politischen Rechte des ganzen Volks führen müsse? Ich für meinen Teil würde den Polen sagen: das ist es, was ihr abwarten müsst, indem ihr nicht vergesst, dass, wenn es den Russen auch nicht erwünscht sein kann, dass Ihr Prärogative oder Freiheiten geniesst die sie noch nicht besitzen, sie Euch jedenfalls gern an solchen teilnehmen lassen werden, die man ihnen gewährt. Die Polen würden mehr in ihrem Interesse handeln, wenn sie nach Versöhnung trachteten und von den humanen und wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers Alexander profitirten. Auf jeden Fall ist dies keine Frage in welche sich Grossbritannien mischen darf."

Das sind goldene Worte voll körniger Weisheit, aber sie kamen zu spät, und von dem Manne gesprochen, der

kurz zuvor eine ganz entgegengesetzte Sprache geführt hatte, klangen sie wie bitterer Hohn. Er wäre nicht nur einer politischen Pflicht nachgekommen, wenn er die Polen sogleich, statt sie aufzuregen, lieber beschwichtigt hätte, er hätte auch nur einer einfachen Menschenpflicht genügt, indem er ihnen die Aussichtslosigkeit ihrer wahnsinnigen Erhebung bewies, die Unmöglichkeit ihnen Hilfe zu leisten. Und das alles lag in jenen schönen Worten, die er zu spät, nicht freiwillig, sondern gezwungen sprach. Er hätte noch hinzufügen können: *tout vient à point à qui sait attendre.* Das that er aber nicht, und sein unmenschlich grausames Spiel mit den unglücklichen Polen hat Ströme von Blut und Thränen gekostet, und Jammer und Elend verbreitet. Ja die „Times" hat recht: „Es giebt keine gesetzmässige Regierung in Europa mit welcher wir nicht Streit angefangen, keine Insurrektion, welche wir nicht verraten hätten; die Kämpfer für die Unabhängigkeit Italiens, Ungarns (und Polens) sind uns wahrlich keinen Dank schuldig, dass wir sie zum Aufstand reizten und sie dann ihrem Schicksal überliessen."

Auch das kleine brave Dänemark wäre gewiss niemals einen hoffnungslosen Kampf mit zwei Grossmächten eingegangen, wenn es nicht durch Englands Presse und Parlament dazu aufgereizt und ermutigt worden, wenn es nicht berechtigt gewesen wäre auf materielle Hilfe zu rechnen, um sich später schnöde verlassen zu sehen. Nachdem das Übel gethan, erklärte das Kabinet von

St. James auch jetzt wieder: dass die allgemeine Weltlage kein thätiges Einschreiten gestatte, und man daher die Schützlinge ihrer Ohnmacht überlassen müsse.

Dass die britische Regierung ihren Unterthanen stets sicheren Schutz im Auslande gewährt, ist nur pflichtgemäss, und es wäre zu wünschen, dass auch alle anderen Regierungen für ihre Unterthanen mit gleicher Energie aufträten; aber ein solcher Schutz dürfte sich doch nicht über die Grenzen des allgemeinen Sittengesetzes hinaus erstrecken, und dieses gebietet sich den Gesetzen zu unterwerfen und sie zu achten, gleichviel in welchem Lande man sich befinde. — So denkt aber die britische Regierung nicht, wenn es sich um einen Engländer handelt, der sich in der Fremde eines Verbrechens schuldig macht; sie nimmt immer Partei für ihn, auch dann, wenn er sich offen gegen eine fremde Regierung, oder gegen Privatpersonen vergangen hat. Wir haben schon oben von Major Macdonald gesprochen, dessen Brutalität gegen eine deutsche Dame zwar nicht weggeleugnet, aber doch bis zu einem gewissen Grade von den Lords Palmerston und Russel verteidigt wurde. Noch stärker sprach sich Palmerston bei einer anderen Gelegenheit aus.

Von Genua lief nämlich ein mit kosmopolitischen Freibeutern bemanntes Schiff aus um Sicilien zu revolutioniren, wurde aber von einer Fregatte aufgebracht, als es sich in den neapolitanischen Gewässern befand. — Dass die Regierung des Königs Ferdinand in ihrem Rechte

war, stand ausser Zweifel, nichts destoweniger richtete das Kabinet von St. James eine fulminante Drohnote nach Neapel und forderte nicht allein die augenblickliche Freilassung des englischen Maschinisten des Dampfschiffes, sondern auch noch eine bedeutende Summe als Schadloshaltung für denselben, eine Forderung, welcher sich natürlich die neapolitanische Regierung fügte, denn, hiess es in der Beantwortung jener Depesche: „Wir sind zu schwach um dem gewaltigen England gegenüber unser Recht zu wahren."

Damals war es, dass Lord Palmerston das so viel gerühmte Wort sprach: „Ein Engländer müsse wie der heil. Paulus durch die ganze Welt gehn können mit dem Spruche: *civis romanus sum.*"

In allerjüngster Zeit kam ein ebenso schmählicher Fall vor. Ein Engländer namens Wilson hatte in Zürich einen Postdiebstahl von 40,000 Frcs. begangen und entfloh in die Heimat, wurde aber nicht ausgeliefert, weil, nach dem Extraditionsgesetz, ein Engländer nicht ausgeliefert und auch in England nicht strafrechtlich verfolgt werden könne, es sei denn er hätte das Verbrechen gegen einen Engländer begangen. Also ein gesetzlich ausgestellter Freibrief für Engländer, Fremde zu bestehlen! — Angesichts solcher Thatsachen ist es doch nicht ganz ungerechtfertigt, wenn der ehrliche George Borrow in seinem „Wild Wales" von den *coarse hearted selfish Saxons* spricht und ausruft: „*I am ashamed to say that I am an Englishman!*"

Diplomatische Gepflogenheiten.

Honety is the best policy .... „Herr ich bin ein ehrlicher Mann!“ sagt der Mohr zu Fiesco.

Napoleon nannte die Polizei: *la diplomatie en haillons*, und er hatte recht, denn beide, Polizei und Diplomatie gleichen einander in der Art ihrer Aktion, welche eine doppelte ist: eine öffentliche und eine geheime; nur bewegt sich die Polizei in den niederen, die Diplomatie in den höheren Sphären.

Die Polizei muss alle der Gesellschaft gefährlichen Elemente und die Höhlen des Lasters kennen, um sie zu überwachen und unschädlich zu machen, um Verbrechen vorzubeugen, oder die Urheber derselben zu entdecken und der Gerechtigkeit zu überliefern. Der Polizeidirektor ist ein Ehrenmann, sein Charakter ist rein — wie vermöchte er sonst seine Aufgabe zu erfüllen? Er bedient sich keiner unlauteren Mittel, er hat keine *agents provocateurs*, denn dadurch würde er die Gesellschaft nur entsittlichen und gefährden, aber er muss sich bisweilen unreiner Instrumente bedienen, ohne welche er seine Arbeit nicht ausführen könnte. — Der Gärtner, welcher herrliche Blumen und köstliche Früchte zieht, kann sich doch nicht ohne Dünger behelfen, aber er selbst hat damit nichts zu thun, dazu hat er seine Handlanger, seine niederen Werkzeuge. Haben Lenôtre oder der Fürst Pückler-Muskau sich jemals selbst mit so schmutziger Arbeit befasst?

Auch die Gesandten müssen ihre Freunde und Feinde kennen, alles was ihnen, d. h. ihren Regierungen nützlich oder gefährlich sein kann, und dazu haben sie geheime

Agenten und Helfer nötig, welche die schmutzige Arbeit für sie verrichten; sie selbst spioniren ebensowenig wie es der Polizeidirektor thut, und ebensowenig wie dieser gebrauchen sie *agents provocateurs* um einen Aufruhr anzuzetteln, noch weniger aber machen sie vom Morde Gebrauch um einen Fürsten zu beseitigen, der sich nicht zu ihrer Politik neigt. — Der Gesandte, der sich damit begnügen wollte offizielle Visiten abzustatten und zu empfangen; Diners und Bällen zu präsidiren oder ihnen beizuwohnen, die Höflichkeiten, die man ihm erweist, immer für baare Münze zu nehmen; der nicht mehr von dem wüsste, was im Lande vorgeht, in welchem er beglaubigt ist, als das was ihm der Minister der auswärtigen Angelegenheiten mitzuteilen für gut findet, wäre unfähig seiner Regierung zu dienen und thäte besser zu Hause zu bleiben.

Das wissen alle Regierungen und alle handeln darnach; alle empfangen die fremden Gesandten mit obligater Courtoisie ohne jedoch die nötige Vorsicht ausser Acht zu lassen; sie wägen ihre eigenen Worte gehörig ab und trauen den schönen Phrasen, mit welchen man sie zu gewinnen oder einzuschläfern sucht, nicht mehr als eben notwendig. — Wie machte man sich über Ott lustig, den Gesandten Napoleons am Wiener Hofe i. J. 1813, dass er nichts von dem erfuhr was um ihn her vorging und stets seinem Kaiser berichtete: er dürfe Österreich trauen, sich auf die Freundschaft, die Kooperation, oder doch wenigstens auf die Neutralität seines Herrn Schwiegervaters verlassen — weil Metternich und die Wiener Gesellschaft ihm so freundlich entgegenkamen! — Nur selten

sind Regierungen und Gesandte so vertrauensselig, und als der Marquis de Moustier, der französische Gesandte in Konstantinopel, dem Grossvezir Ali Pascha sagte: *Notre politique est comme du verre* — unterbrach ihn dieser ironisch mit der Frage: „*Pardon, Monsieur le Marquis, comment l'entendez-vous? est-ce que c'est de la fragilité ou de la transparence du verre que vous parlez?*“ — Die Kriegsakademie in St. Petersburg empfing den Grafen Moltke bei einem Besuche den er ihr abstattete, mit gebührender Zuvorkommenheit und machte ihn zum Ehrenmitgliede. Als man ihm aber ein Album mit den Plänen der russischen Festungen zum Geschenk machte, sagte einer der anwesenden Offiziere leise zu seinem Nachbar: „Warum man ihm nur diese Pläne giebt — er hat jedenfalls bessere als wir!“

Die Gesandten sind eben da um so viel wie möglich von dem zu wissen, was ihnen nötig ist, oder ihren Regierungen einst nötig sein könnte; sie müssen sowohl die Kräfte, wie auch die Schwächen der resp. Länder kennen, denn in der Politik gilt nun einmal das Prinzip Rochefoucaulds: *Agissez avec vos amis comme s'ils pouvaient devenir un jour vos ennemis;* und diejenigen, welche nur das Evangelium zu ihrer Richtschnur nehmen wollten, wären gewiss sehr schlechte Diplomaten. — Das will jedoch durchaus nicht sagen, dass in der Politik unmoralische Mittel gerechtfertigt wären, Mittel, deren sich ein Ehrenmann schämen müsste, weil sie ihn in seinem eigenen Gewissen, wie in den Augen der Welt und Nachwelt brandmarken. Doch kommt das bisweilen vor, und die Geschichte nennt uns einige Namen von Gesandten, deren sich ihre jetzi-

gen Träger eben nicht rühmen dürfen — Namen, welche aber seltener einen französischen, deutschen oder russischen Klang haben, als einen englischen; und geht auch Talleyrand — unstreitig ein kompetenter Richter — gewiss zu weit, wenn er sagt: *Richard III. tel qu'il est représenté par Shakespeare est le type d'un Homme d'État anglais*, so irrt er doch nur indem er zu sehr generalisirt und keine Ausnahme gelten lässt, deren es zweifelsohne sehr rühmliche gegeben hat und noch giebt. Im Prinzipe aber hat er nicht ganz unrecht, wie aus folgenden Beispielen erhellt.

Der bei der russischen Regierung beglaubigte Militärbevollmächtigte Oberst (nachheriger General) Wilson befand sich im Jahre 1807 beim Kaiser Alexander, als dieser mit Napoleon die berühmte Zusammenkunft auf dem Flosse in Tilsit hatte. — Um der Unterredung der beiden Monarchen beizuwohnen gebrauchte er ein ganz einfaches Mittel, dessen er sich in seinen Memoiren rühmt. — Er erzählt nämlich: „Als ich die Details erfuhr, welche die Zusammenkunft der beiden Monarchen auf dem Flosse regeln sollten, dass russische Schildwachen einerseits und französische anderseits die Zugänge des Flosses und den Eingang des Zeltes besetzt halten würden, gelang es mir unmittelbar vor der Zusammenkunft zu erfahren, welcher Soldat im Innern des Zeltes postirt werden würde, und da er mich oft in Uniform, in Gesellschaft des Kaisers Alexander und seiner Generale gesehen hatte, mich also als Freund kannte, liess er sich bestimmen mir seine Uniform zu leihen und mich an seiner Statt Schildwache stehen zu lassen. So wohnte ich der ganzen Unterredung

bei; ich sah mit eigenen Augen und hörte mit eigenen Ohren und kannte daher schon alles und noch mehr, als man mir am folgenden Tage den Inhalt der Unterredung mitteilte.“

Jeder Militärbevollmächtigte oder diplomatische Agent sucht wohl etwas von dem zu erfahren, was hinter den Coulissen vorgeht und begnügt sich nicht einzig und allein mit dem, was er vom Parterre aus sieht, doch bedient er sich fremder Augen und Ohren dazu; in eigener Person, unter einer Verkleidung zu spioniren — welcher Oberst hätte sich jemals dazu hergegeben! — Man bemerke wohl, dass der ehrenwerte Gentleman seine Heldenthat in seinen Memoiren selbst erzählt, dass er also der eigene Herold seines Ruhms ist.

So handelte ein britischer Agent gegen einen Alliirten — kein Wunder, dass solche offizielle Beamten einer feindlichen, oder wenigstens nicht befreundeten Regierung gegenüber, sich noch weniger geniren!

Es hat zu allen Zeiten in England einige edle Männer gegeben, welche mit den Griechen sympathisirten und ihre Aspirationen nach Befreiung vom Türkenjoche und nach nationaler Unabhängigkeit in Presse und Parlament befürworteten; aber zu allen Zeiten wurden auch diese Bestrebungen von der Regierung, gleichviel ob Tories oder Whigs, mit aller Entschiedenheit bekämpft und die Sache der Griechen den Türken geopfert.

Als endlich das Kabinet von St. James dem Drängen Russlands und Frankreichs nachgeben und ihnen nach Navarin folgen musste, geschah es so widerwillig, dass englische Staatsmänner cynisch genug waren offen zu

gestehen, eine Schlappe wäre ihnen lieber gewesen als ein Sieg, und sie bedauerten diesen als ein Unglück für England.

Die Folgen dieser Schlacht hätten nicht allein für die Griechen, sondern für ganz Europa die beglückendsten sein können, denn damals war es leicht ein lebensfähiges Griechenland zu schaffen, wodurch der orientalischen Frage, vielleicht für immer, ein Ende gemacht worden wäre; aber England widersetzte sich dem, es wollte nichts von der Vereinigung der Jonischen Inseln, Cretas etc. mit dem neugeschaffenen Königreiche wissen, welches so zu bleibender Ohnmacht und Armut verdammt war. Die Integrität der Türkei musste auf Kosten der Griechen erhalten werden, — das galt den englischen Staatsmännern stets als eine ihrer Hauptaufgaben.

Da diese ganz absonderliche Zärtlichkeit für den Padischah doch nicht durch die abgedroschenen Schlagwörter: *Christianity*, *Civilization*, *Liberty* und *Progress* erklärt werden konnte, so mussten doch wohl andere Gründe vorhanden sein, und die grosse Masse des Publikums fand sie einerseits darin, dass der Sultan den grössten Teil seiner Gläubigen und Gläubiger im britischen Reiche hatte, anderseits in der Furcht vor Russland, das sich der geschwächten Türkei leicht bemächtigen könnte, — man bedachte nicht, dass dieser Gefahr vorzubeugen wäre durch die Schaffung eines starken hellenischen Königreichs mit Konstantinopel als Hauptstadt.

Ernste Publicisten fanden jedoch für die feindliche Haltung Grossbritanniens gegen das Griechenvolk eine andere Erklärung, und ihre Ansicht ist durch die neuesten

Veröffentlichungen des „Griechischen Ausschusses“ in London vom August 1879 bestätigt worden.

Dort befindet sich nämlich der Brief eines in Janina residirenden Engländers, in welchem es wörtlich heisst:

„Man hält mir vor, ein vergrössertes, zum Wohlstande emporgedeihendes Griechenland würde ein furchtbarer Nebenbuhler des britischen Handels im Osten werden. Nun, mir scheint es unmöglich zu glauben dass im freien England geborene Männer mit so gemeinen, so allen Gefühlen der Menschlichkeit widerstreitenden Gründen um sich werfen können, und doch habe ich genau diese Worte von den Lippen solcher gehört die unserer Regierung dienen oder am Hofe und in hohen Kreisen wohlgelitten sind. Es ist eine mehr als cynische, es ist eine fast teuflische Politik, das Glück, die Wohlfahrt, die Freiheit von ein paar Millionen Christen, die nach einer höheren, besseren Stellung streben, hinopfern zu wollen, weil man, einer Horde ungebildeter Wilden zulieb, eine phantastische sogenannte Nationaleinheit herausgeputzt hat, die gar keine geschichtliche Grundlage besitzt.“

Wenn diese Worte von einem Fremden wären, so könnte man sie in England als eine böswillige, durch nichts berechtigte Verleumdung mit Entrüstung zurückweisen, aber ein Engländer hat sie geschrieben, und sein Brief befindet sich in einer Sammlung offizieller Schriftstücke, in welche das Ministerium doch gewiss keine wertlosen oder gar verleumderischen Elukubrationen aufgenommen hätte. Es ist fast komisch und empörend zugleich, wenn man sieht, dass das mächtigste Reich der Welt, das meerbeherrschende England, das sein *Rule*

Britannia auf das Wort Lemierre's gründet: *Le Trident de Neptune est le Sceptre du Monde*, ein kleines Volk in seiner politischen, materiellen und geistigen Entwickelung hemmt und es zu Armut und Ohnmacht verdammt, einzig und allein, weil es seine Konkurrenz auf dem Handelsgebiete fürchtet!

Das Übelwollen Englands gegen die Griechen ist sich seit einem halben Jahrhundert stets gleich geblieben, — in diesem Augenblicke brauchte ja der in Konstantinopel allmächtige Botschafter nur ein Wort zu ihren Gunsten zu sprechen, und der Sultan würde unverzüglich den Bestimmungen des Berliner Traktats in Betreff der Grenzregulirung nachkommen, aber er will eben das Wort nicht sprechen und paralysirt dadurch die Bemühungen der anderen Mächte. Dasselbe geschah auf den Pariser Konferenzen im Jahre 1869, wo Lord Lyons, natürlich vom Fürsten Metternich unterstützt, Partei ergriff für die Pforte gegen die Hellenen, und als ein in Griechenland reisender Engländer von Räubern ermordet wurde, machte das Kabinet von St. James die arme, ohnmächtige hellenische Regierung dafür verantwortlich, um ihr einige tausend Pfund Entschädigung abzupressen! Weit schäbiger noch war die Pacifico-Affaire, welche sogar die Affaire Jecker in Mexiko an Unlauterkeit übertraf.

Am allermeisten jedoch hatte der König Otto persönlich von der „Schutzmacht" zu leiden, und ihr allein muss auch sein endlicher Sturz zugeschrieben werden.

Die Griechen waren durch vielhundertjährige Zwingherrschaft so sehr an rohe Gewalt gewöhnt worden, dass sie gar keinen Begriff von Recht, Gesetz und Ordnung

hatten, und als es ihnen nach langem Heldenkampfe mit Hilfe der christlichen Mächte gelungen war ihrer Bedrücker los zu werden, so hielten sie Anarchie für Freiheit. Um ein solches Volk zu regieren, musste der König hohen Verstand, festen Willen, energischen Charakter, eine eiserne Faust und die Macht haben, sie zu gebrauchen. Otto hatte nichts von alledem, er war in keiner Hinsicht seiner Aufgabe gewachsen und trotz seines ehrlichen, guten Willens absolut ohnmächtig seinem Volke gegenüber, dem er in Sprache, Religion und Sitte fremd war, das früher als Sklave rechtlos gewesen und sich jetzt für pflichtlos hielt, weil es nicht wusste, dass Freiheit nur auf Gehorsam gegen das Gesetz gegründet ist. Es fehlten dem Könige die moralischen wie die materiellen Mittel sich die notwendige Autorität zu verschaffen, und sein Ansehen wurde vollends vernichtet durch die wegwerfende Art, mit welcher ihn die englischen Gesandten an seinem Hofe seit seiner Berufung auf den Thron behandelten; sie sprachen zu ihm nicht anders, als ihre Kollegen in Indien zu den Vasallen, denen sie jeden Augenblick mit Absetzung drohen durften, sobald sie sich nicht gefügig zeigten. Otto's ganze Regierung war nichts als ein Kampf gegen rebellische Unterthanen, die sich bald offen, bald heimlich der Unterstützung einer fremden Macht erfreuten, welche nicht wollte, dass es in seinem Ländchen zu Ruhe und Ordnung, zu Sicherheit und materieller Prosperität kommen sollte, weil solche Zustände notwendig die Losreissung aller griechischen Provinzen von der Herrschaft des Sultans beschleunigen mussten.

Endlich wurde sein Sturz in Downing-Street be-

schlossen und ihm auch notifizirt, zwar nur in Form einer Verwarnung, aber in so klarer, schroffer und schonungsloser Form, dass ihm kein Zweifel mehr über sein Schicksal möglich war.

Am 2. August 1862 erhielt Mr. Cromwell Scarlet, Gesandter in Athen, von Lord John Russel folgende Note zur Mitteilung an das hellenische Kabinet:

„Sir! Unter Nummer 29 ist mir am 19. (31.) vor. Monats von Herrn Drummond ein Schreiben zugegangen, welches mich von der Aufregung, die in Griechenland herrscht, in Kenntnis setzt. Ich ersuche Sie die griechische Regierung mit den ernsten Folgen bekannt zu machen, welche ein kriegerisches Vorgehen gegen die Türkei herbeiführen könnte. Teilen Sie dem König von Griechenland mit, dass ein Krieg gegen die Türkei in kürzester Frist dessen Abdankung und Entthronung (*his deposition and his abdication*) zur Folge haben müsste. Jede von der griechischen Regierung unterstützte Bewegung auf den Jonischen Inseln wird die britische Regierung in die Lage versetzen jene in ernster Weise zur Rechenschaft zu ziehen."

Mr. Scarlet sollte der hellenischen Regierung diese Depesche nur mündlich mitteilen und ihr keine Abschrift zurücklassen, er vergass sie aber im Kabinette des Ministers, aus Zerstreuung, sagen die einen, indes andere meinen, dass es absichtlich geschah, weil er der unwürdigen Rolle, die man ihn spielen liess, müde war. Er wurde in Folge dieses Fehlers abberufen und durch Sir H. Elliot ersetzt.

Ein unheimlicher Mann dieser Elliot, man könnte

ihn den Antipoden Warwicks, des *Kingmakers*, nennen; allen Monarchen, bei welchen er beglaubigt war, brachte er Tod und Verderben: — er war in Neapel, als König Franz den Thron verlor; in Athen, als gemeiner Verrat den König Otto stürzte; in Madrid, als Königin Isabella über die Grenze gehen musste und in Konstantinopel, als der Sultan Abdul-Aziz — sich scheerte! Er ist jetzt in Wien, wo man hoffentlich die Vorsicht beobachtet nicht mit ihm zu sprechen ohne ihm eine *gettatura* entgegenzuhalten.

Natürlich war dieses Zusammentreffen seines Erscheinens mit jenen Ereignissen nicht seine Schuld, sondern blosser Zufall, eine Fatalität die ihn verfolgte. Wirft ein Würfelspieler immer sechs, so ist es Zufall, und wenn die Uhren Pateks in Genf und Auberts in Lausanne immer eigensinnig mit der astronomischen Zeit übereinstimmen, so ist es gewiss nicht die Schuld jener Meister, sondern — Zufall. Jedenfalls ist es auch nur Zufall, dass die „Pall Mall Gazette" vom 4. Oktober 1878 schreibt: „Der Sultan ist schwer zu lenken, er ist eifersüchtig, argwöhnisch und leicht verletzt, er versteht seine Stellung nicht. Sir A. H. Layards Einfluss auf ihn ist bis jetzt gross, aber es steht zu fürchten, dass, wenn der Botschafter die Reformfrage als englisches Programm hinstellt, der Sultan unlenkbar werde. Ist dem wirklich so, so bleibt uns nur eine Möglichkeit und diese, ist: einen neuen Sultan einzusetzen und das Reich für ihn zu regieren."

So spricht und handelt man gegen Alliirte — und wie handelt man gegen einen Feind?

„Unter allen civilisirten Ländern ist England das einzige, welches zu Verbrechen aufmuntert und Meuchelmörder besoldet“ — liest man im „Moniteur“ vom 20. Januar 1810.

Diese Worte werden gewiss manchem als verleumderisch erscheinen, denn, dass eine europäische, regelmässig konstituirte, christliche Regierung einen Mord dulden, oder gar anstiften könne, um ihre Politik durchzusetzen, ist in unseren Tagen ein so ungeheuerlicher Gedanke, dass man ihn gar nicht auszudenken vermag. Und doch ist es geschehen und kann nach englischem Gesetz auch heute noch vorkommen.

A. Sudre erzählt in seinen *Réformateurs*, dass Drake, der im Jahre 1803 in München beglaubigte diplomatische Agent Grossbritanniens, an der Spitze eines Komplottes stand um den ersten Konsul zu ermorden; dieses Faktum ist jedoch nicht erwiesen, und da Sudre keine Beweise dafür vorbringt, so sind Zweifel darüber gestattet, sogar geboten. Wir müssen daher sehen ob die Geschichte uns nicht andere Beispiele bietet, die offiziell und unwiderleglich bewiesen sind.

Bekanntlich ist London von jeher der Sitz eines permanenten ökumenischen Revolutionsconcils gewesen, welches dort öffentlich tagt, in allen Ländern des Kontinents Brandschriften verbreitet und Emissäre aussendet um Aufruhr oder Revolution anzufachen. Das alles geschieht unter dem Schutze der Konstitution, welche ausdrücklich bestimmt, dass jeder dort thun kann, was er will, so lange es den dortigen Gesetzen nicht zuwider-

läuft, oder dem britischen Reiche, und nur diesem allein, nicht gefährlich ist.

In der Sitzung des Unterhauses vom 19. Februar 1858 erklärte der *Attorney General* ausdrücklich: „Kraft der bestehenden Gesetze haben Fremde das Recht in unserem Lande alles zu thun was Engländer thun dürfen. Nach der *Conspiracy Bill* können zwei oder mehrere Fremden, welche hier konspiriren um in der Fremde ein Verbrechen zu begehen, obgleich das, was sie zu thun beabsichtigen, ein Verbrechen ist, doch nicht arretirt oder bestraft werden, sobald es im Ausland begangen werden soll."

Ein anderes Gesetz bestimmt klar und deutlich, dass der Unterthan eines mit England im Kriege befindlichen Monarchen keinen Anspruch auf den Schutz der englischen Gesetze hat, und dass selbstverständlich noch weniger davon die Rede sein kann, dass der Monarch eines mit England im Kriege befindlichen Staates sich auf englische Gesetze berufen dürfe. Für England sind feindliche Fürsten und Unterthanen *hors la loi*, sie sind vogelfrei.

Während des Krimkriegs verklagte ein in London ansässiger Russe einen Engländer, der ihm eine Schuld von 52 L. 10 Sh. nicht bezahlen wollte. — „Sind Sie dem Kläger das Geld schuldig?" fragte der Oberrichter Lord Campbell. — „Ja, Ew. Herrlichkeit." — „Nun, warum bezahlen Sie ihn nicht?" — „Ich will nicht." — „Sie wollen nicht?" fragte der Richter erstaunt. — „Nein, ich will nicht; der Unterthan eines mit England im Kriege befindlichen Monarchen hat kein Recht englische Gesetze anzurufen." — „Ja," bemerkte Lord Campbell achsel-

zuckend dem Kläger, „dies Gesetz existirt in der That, und wenn er sich darauf beruft, so kann ich nichts für Sie thun."

Dies ist jedoch eine Kleinigkeit, es handelte sich nur um ein paar Pfund, welche ein Privatmann gewissermassen raubte, indem er ein veraltetes Gesetz anrief das mit unseren heutigen Ansichten in schreiendstem Widerspruche steht. Die Regierung kann dafür nicht direkt verantwortlich gemacht werden.

Anders verhält es sich mit Georges Cadoudal, der in England unter den Augen und mit Wissen der Regierung den Plan zur Ermordung des ersten Konsuls gemacht hatte. (Siehe die Geschichte der Höllenmaschine vom 24. Dezember 1800.) Das Mitwissen, also die Mitschuld der englischen Regierung an diesem Attentat war jedoch nie so unumstösslich bewiesen worden, dass englische Geschichtschreiber sie nicht zu leugnen und mit Entrüstung als verleumderisch zurückzuweisen versucht hätten, bis das Geständnis Lord John Russels alle Zweifel hob und dem Streite für immer ein Ende machte.

Nach dem Orsini'schen Attentat erhielt nämlich Napoleon eine Menge Adressen, in denen es unter anderem hiess: „Die elenden Meuchelmörder, verabscheuungswürdige Handlanger der Feinde der Gesellschaft, sind zwar fern von uns, aber Frankreich kann sie erreichen, Frankreich kann die Höhlen (*répaires*) der niederträchtigen Verschwörer zerstören." Früher hatte schon Monti England *Fucina di delitti* genannt, jetzt aber befand sich dieser Ausdruck im „Moniteur", und von dem offiziellen Blatte einer befreundeten Regierung mochten die Engländer es nicht ohne Wider-

spruch hören. Die Sache kam im Parlamente zur Sprache, und Lord John Russel, der bei dieser Gelegenheit auch von den Attentaten sprach, welche schon früher in England wider fremde Monarchen angezettelt worden waren, sagte wörtlich Folgendes (Unterhaussitzung 9. Februar 1858):

„Pelletier war zweier Verbrechen angeklagt, erstens hatte er die Ermordung des Chefs der französischen Republik angeraten, zweitens hatte er die Regierung eines befreundeten Volkes beschimpft. Der Generaladvokat Perceval und der Justizminister Lord Ellenborough erklärten, dass die bestehenden Gesetze vollkommen genügten um den Verbrecher schuldig zu erklären. Man muss bedenken, dass der erste Konsul damals nicht unser Feind, sondern der Chef einer befreundeten Nation war, und dass deshalb der Prozess wider Pelletier eingeleitet wurde. Ehe dieser jedoch verurteilt werden konnte brach der Krieg wieder aus, und die ganze Sache war damit beendigt, Pelletier wurde in Freiheit gesetzt. Er würde verurteilt worden sein, wenn der Friede fortgedauert hätte."

Diese Erklärung aus dem Munde eines so hervorragenden Staatsmannes, öffentlich im Parlamente abgegeben, hebt alle Zweifel an der Wahrheit der Angabe Sudres auf: der englische Ministerresident Drake in München habe einen Mordanschlag auf das Leben des ersten Konsuls gemacht — nach den Gesetzen seines Landes war er sogar vollkommen berechtigt, auch den Meuchelmord als Mittel zu politischen Zwecken anzuwenden.

Man bemerke wohl, dass diese Gesetze auch heute noch nicht abgeschafft, daher noch in Kraft sind.

Talleyrand hat unrecht Richard III. als Typus aller englischen Politiker zu bezeichnen, unleugbar ist es aber doch, dass manche von ihnen, zu Hause *perfect gentlemen*, am Ende ihrer vielgewürfelten, politischen Laufbahn wie jener König ausrufen müssen:

My conscience has a thousand several tongues
And every tongue brings in a several tale,
And every tale condemns me for a villain.

Das Heer.

Un ramas de gens armés n'est pas encore une armée.
(Frédérik II.)

Mut zeigt auch der Mameluk.
(Schiller.)

Die Entstehung und das Wachstum des britischen Reichs bis zu seiner jetzigen unermesslichen Ausdehnung, mit seiner weltbeherrschenden Macht, ist einzig in der Geschichte, und selbst das römische Reich kann mit dem britischen nicht verglichen werden. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon oben gesagt: auf dem Kontinente können Nachbarn in Streit geraten, ohne dass das Recht oder Unrecht des Einen oder des Anderen ganz klar wäre, gewöhnlich haben Beide Unrecht, nur der Eine etwas mehr als der Andere; der Sieger nimmt das Land des Besiegten in Besitz, und so bildet sich nach und nach ein grosses Reich. — Die Engländer sind aber nie angegriffen worden, sie zogen hinaus nach alter Normannen-

weise, landeten bald hier bald da, zogen weiter und immer weiter, und überall wo sie gelandet pflanzten sie ihre Fahne auf und nahmen Besitz vom Lande. Jetzt giebt es keine grosse Verkehrsstrasse die nicht direkt oder indirekt von England beherrscht wäre; keine politisch oder strategisch wichtige Insel, keinen dem Handel günstigen Punkt der nicht dem britischen Reich einverleibt oder unter dessen mittelbarer oder unmittelbarer Kontrole stände und von oder für England ausgebeutet würde.

Bisweilen fanden sich jedoch ganz sonderbare Käuze in jenen fernen Ländern; sie sagten den Fremden: wir haben Euch nicht gerufen, geht und lasst uns in Frieden, wir brauchen Euch nicht. — Aber wir brauchen Euch und es gefällt uns hier, erwiderte man ihnen verbindlichst, blieb und gestattete auch den Einheimischen zu bleiben, so lange sie nicht raisonnirten; geschah das aber, so wurde die Fabel vom Igel und der Blindschleiche ins Praktische übersetzt und die Hausherren von ihren fruchtbaren Feldern fortgedrängt in Wüsteneien oder unwirtbare Gebirge, wo sie nach Gefallen sterben oder verderben mochten. Nicht allein mit Wilden verfuhr man so, sondern auch mit Europäern die schon früher dort ansässig waren, z. B. mit den Holländern in Südafrika.

Nur das Land war den neuen Ankömmlingen nötig, weil es ergiebig oder sonst irgendwie nützlich war, die alten Bewohner desselben aber waren unnütz, es wäre denn sie liesen sich als Arbeitskraft verwenden. Wollten sie sich dazu nicht hergeben, oder erwiesen sich als unbrauchbar, so wurden sie als überflüssig oder schädlich

ausgerottet, wie Rothäute und Maoris beweisen. Von letzteren gab es vor hundert Jahren auf Neuseeland eine halbe Million, nach der neuesten Zählung aber nur noch fünfundvierzigtausend. Zur Ausrottung dieses heidnischen Unkrauts bedienten sich die Christen nicht allein der Waffen, sondern auch Hunde mussten dabei helfen. „Unsere Soldaten bedienen sich der Bluthunde um die Maoris zu jagen und sie niederzureissen ..... ein fliehender Maori wurde durch einen Schweisshund glücklich gepackt, zu Boden geworfen und so lange festgehalten, bis die Soldaten herankamen und den wehrlos am Boden liegenden Feind niedermachten ..... Nicht zufrieden mit dem Spass die Hütten der Wilden zu verbrennen, wühlen die Soldaten die Gräber auf und treiben Unfug deren die Maoris sich schämen würden. Einen Schädel trugen sie im Triumphe nach dem Lager, dort steckten sie ihn auf eine Stange und warfen mit Steinen darnach" u. s. w.

Unmöglich! das ist Verleumdung wird man wieder ausrufen, das kann nicht im neunzehnten Jahrhundert geschehen — europäische Soldaten sind solcher Unthaten nicht fähig etc.

Wir haben obige Notiz einem englischen Blatte entnommen, der „*Canterbury Press*" v. 16. Dec. 1864, welche doch wahrlich nichts zur Verunglimpfung des eigenen Heeres erfinden wird. — Zur Erklärung der Vorgänge in Neuseeland wie auch an andern Orten von welchen wir später sprechen werden, ist es aber nötig hier einige Worte über die Elemente zu sagen aus welchen das englische Heer zusammengesetzt ist.

Die Soldaten sind mutig und tapfer, aber sie haben

kein moralisches Gefühl; es sind Söldlinge, die aus der Hefe des Volkes zusammengesetzt sind und nur durch die Peitsche zu ihrer Pflicht angehalten werden können. Als im Parlamente einst die Rede davon war die Peitsche abzuschaffen, erklärte der Herzog von Wellington: „Man wird eher Mädels (*girls*) ohne Violine zum Tanze, als unsere Soldaten ohne Peitsche führen können.“ — Man macht auch so ausgiebigen Gebrauch davon, dass im Jahr 1872 in der Armee nicht weniger als 59 999 (und in der Flotte 31 692) Peitschenhiebe ausgeteilt wurden („Daily Telegraph“ März 1874).

In keiner Armee kommt Desertion so häufig vor wie in der englischen; die Leute laufen davon um sich wieder und immer wieder anwerben zu lassen und so ein neues Handgeld zu gewinnen, man hat daher schon oft ganz ernsthaft den Vorschlag gemacht die Soldaten zu brandmarken, um die Desertion zu erschweren oder die Entlaufenen wieder zu erkennen. Für das niedere Volk ist es eine Beleidigung, wenn man sagt: dein Vater, Bruder oder Sohn ist Soldat, und wie weit die Verachtung der Soldaten geht erkennt man aus folgenden Thatsachen.

Wir befanden uns einst bei einem Freunde zum Besuch als seine Frau von einem Spaziergange nach Hause kam; sie war ganz unwirsch, zog heftig die Glocke, und als ihre Kammerjungfer erschien, sagte sie ihr: „Ich habe soeben erfahren dass Sie sich gestern auf der Strasse mit einem Soldaten unterhalten haben — kommt das noch einmal vor, so können Sie sich eine andere Stelle suchen.“ — Der Mann, der zugegen war, ist — Oberst!

Wenn der *Bailli* (Bürgermeister) der Insel Jersey

von der Ankunft eines neuen Depots benachrichtigt wird, so lässt er unter Trommelschlag der Stadt verkünden: „Morgen kommt ein Depot (ein oder zwei Kompagnien) des so und so vielten Regiments hier an. Die Einwohner werden daran erinnert, dass man keinem Soldaten für mehr als eine halbe Krone (2½ Shillings) und keinem Offizier für mehr als dreissig Shillings Kredit geben darf, widrigenfalls Klagen unstatthaft sind."

Bis vor wenigen Jahren haben die Offiziere, welche stets in bürgerlicher Kleidung gehn und nur im Dienst, auf Bällen oder offiziellen Diners ihre Uniform tragen, ihre Stellen gekauft, zuerst das Lieutenantspatent, und wenn sie avancirten, so zahlten sie für die nächste „Kommission" die Differenz, bis zum Obersten hinauf, dessen Patent nicht mehr gekauft werden konnte. Es kam bisweilen vor, dass reiche Leute durch doppelte oder dreifache Vergütung des eingezahlten Preises den Lieutenant, Hauptmann, Major und Oberstlieutenant eines Regiments bewogen ihnen ihre „Kommission" abzutreten und auf diese Weise mit einem Male Major oder Oberstlieutenant wurden. So der berüchtigte Cardigan, dem sein Oberstlieutenantspatent mehr als fünfundzwanzig Tausend Pfund kostete.

Da die Soldaten nur von den Unteroffizieren, also ebenfalls ganz rohen Gesellen gedrillt werden, ohne jemals mit ihren Offizieren in Berührung zu kommen, so können diese auch keinen moralischen Einfluss auf ihre Leute ausüben, und so wie der Lord-Lieutenant von Irland der Bevölkerung weit mehr als Lord, denn als Lieutenant der Königin imponirt, so imponirt auch der Offizier

seinen Soldaten weit mehr durch seinen adeligen Titel, seine gesellschaftliche Stellung oder seinen Reichtum, als durch seinen Dienstrang, der ja überhaupt in England von keiner grossen Bedeutung ist; gilt doch sogar ein General als solcher bei weitem nicht so viel, wie ein Lord.

Unter den Offizieren der Spezialwaffen, des Genie- und Artilleriecorps, giebt es gar manche die den besten des Kontinents zur Seite gestellt werden können, die Offiziere der Kavallerie und Infanterie hingegen halten mit denen anderer Armeen keinen Vergleich aus in der Kenntnis und Ausbildung der militärischen Details, was durch die Heeresorganisation zu erklären ist, vielleicht aber auch weil, dem Volkscharakter gemäss, alles mehr der persönlichen Initiative überlassen ist als anderswo. Das mag dort seine Berechtigung haben, denn wenn sie auch wie sie sagen, auf Kleinigkeiten kein Gewicht legen — als ob es im Dienst Kleinigkeiten gäbe! — so schlagen sie sich doch ganz vortrefflich, ebensogut wie Deutsche, Russen oder Franzosen. — Freilich kommen dort aber auch Dinge vor die in einem anderen Heere unmöglich sind; so z. B. vergassen sie in der letzten Affaire vor Sebastopol ihre Faschinen — man weiss was daraus folgte. — Am 8. Januar 1815 stürmten die Engländer New-Orleans und erlitten einen grossen Echec weil — sie die Sturmleitern vergessen hatten! ganz wie beim Redan. — Als General Procford 1813 den General Winchester überraschte, vergass er die nichttransportabeln (amerikanischen) Gefangenen durch eine Wache zu schützen; sie wurden von den barbarischen Bundesgenossen, den

Indianern, niedergemetzelt — wie bei Kertsch von den Türken.

Bekannt ist der gentlemännische Geist der unter den Offizieren herrscht, und was die Beobachtung konventioneller äusserer Formen betrifft, so sind sie, wie überhaupt alle Engländer, darin viel strenger, als es bei anderen Völkern der Fall ist. — Nichtsdestoweniger herrscht dort eine ganz unglaubliche Unsitte, *practical jokes* genannt; die jungen Offiziere hänseln einander mit Spässen wie sie in den englischen Schulen gebräuchlich sind, die aber bisweilen in Roheiten ausarten, wie sie in keinem Lande der Welt unter Menschen vorkommen die sich zu den Gebildeten zählen.

Wir waren einst Zeuge eines *practical joke* der uns ganz stumm vor Entsetzen machte. Wir sassen mit einem Lieutenant bei einem Glase Sherry, als ein anderer Lieutenant, sein Freund, ihm gegenüber Platz nahm und sich ebenfalls Sherry bringen liess. Die Unterhaltung war lebendig, die beiden jungen Männer scherzten, immer in den Grenzen des Anstandes, bis der Neuangekommene seinem Freunde das Glas füllte und dabei einige Tropfen auf den Tisch fallen liess. Mein Nachbar steckte lächelnd die Fingerspitzen in das Nass und spritzte damit seinem Freunde in's Gesicht. — *What nonsense are you about!* rief dieser, indem er sich lächelnd mit dem Taschentuch abtrocknete — ergriff sein Glas, das er eben gefüllt hatte, und warf ihm den Inhalt ins Gesicht!

Bei uns würde ein solcher Scherz unvermeidlich ein Duell nach sich gezogen haben, in England ist man aber vernünftiger: der Begossene brummte zwar etwas, aber

die Sache hatte sonst keine Folgen. Da wir damals England nur sehr wenig kannten, so glaubten wir, dass ein so drastischer Scherz nur ein vereinzelter, selten vorkommender Fall sei, erfuhren jedoch später, dass dergleichen Spässe, ja noch viel stärkere, ganz an der Tagesordnung wären.

In den fünfziger Jahren reizten die Offiziere eines Regiments ihren Kameraden, den Lieutenant Parry, so lange, bis er sich zur Wehr setzte und einen Lieutenant verwundete, ein Fall, der von der Presse weitläufig besprochen wurde. Bald darauf bot ein anderes Regiment ein Seitenstück dazu.

Der Fähnrich Baumgarten sass eines Abends in seiner Stube in der Kaserne. Da drangen einige Offiziere in das Zimmer, zerrissen seine Wäsche, warfen seine Kleider und seine Uniform in einen Wasserkübel, liefen dann in den Stall und stutzten dem Pferde den Schweif ab. Damit nicht zufrieden, hetzten sie einen andern Fähnrich gegen den unerfahrenen Baumgarten auf und sagten die beiden jungen Leute müssten sich schlagen. Fähnrich Baumgarten begriff zwar nicht wesshalb er sich eigentlich schlagen sollte, allein die Offiziere erklärten die Ehre des ganzen Regiments wäre befleckt wenn er sich nicht schlagen würde; so liess er sich endlich bereden den Fähnrich Evans zu fordern. Zwei Lieutnants, die Haupturheber dess Spasses, drängten sich ihm als Sekundanten auf und übernahmen die nötigen Arrangements. Das ganze Regiment wusste, dass man sich nur einen Spass mit dem Fähnrich Baumgarten machte, der

junge Mann allein ahnte nichts davon und ging in die ihm gelegte Falle.

Als alles in Ordnung war, verfügte sich die lustige Gesellschaft nach dem Platze wo das Duell ausgefochten werden sollte; unterwegs stiessen die Offiziere auf den Feldwebel Brodin, der ebenfalls Kenntnis vom Duell erlangt und sich vorgenommen hatte es zu verhindern. Darüber waren die beiden Lieutenants (sie hiessen Webster und Hartopp) sehr aufgebracht und verwünschten den Zudringlichen, der einen so köstlichen Spass verderben wollte. Dann eilten sie in die Kaserne zurück, hiessen einen Trupp Soldaten mitgehen und befahlen ihnen den Feldwebel festzunehmen und ihm, wenn er Widerstand leisten sollte, mit dem Schaft ihrer Karabiner den Schädel einzuschlagen. Die Soldaten gehorchten diesem Befehl nur zu pünktlich, und die lächerliche Komödie fand wirklich statt. Die Sache endete zwar unblutig, wurde jedoch ruchbar und ging mit vielen gehässigen Entstellungen in die Zeitungen über. Es entspann sich ein Federkrieg zwischen dem Regimentsobersten und der „*Times*", welche die Sache sehr ernst genommen und den Obersten für die Unziemlichkeiten seiner Offiziere verantwortlich gemacht hatte.

Lord Hardinge, der Oberbefehlshaber, erliess nun einen Tagesbefehl, in welchem er ein für allemal dergleichen rohe Spässe verbot und das Betragen der angeschuldigten Offiziere zur Kenntnis der Armee brachte. — Fähnrich Baumgarten wurde ermahnt künftig vorsichtiger zu sein und sich nicht mehr zum Narren halten zu lassen,

der Feldwebel Brodin aber seines wackeren Benehmens wegen öffentlich belobt.

In „*Galignanis Messenger*“ vom 4. Oktober 1858 findet man unter dem Titel ***Misconduct of Officers*** einen Artikel, der diese Frage noch greller beleuchtet. Dort heisst es:

„Im Jahre 1854 wurde ein junger Offizier vor ein Kriegsgericht gestellt wegen eines Attentates auf einen Kameraden. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, dass der Angriff durch systematisch fortgesetzte Beleidigungen provozirt worden war. Es wurde ferner festgestellt, dass solche Vorkommnisse keineswegs selten in der Armee wären. Wenn ein Offizier nach dem Regiment kam, welchem er zugeteilt war, so hatte er dort gewissermassen den Beweis abzulegen, dass er seiner Kameraden würdig sei. Die „Kommission“ genügte zwar um ihn zum Offizier zu machen, aber wenn seine Kameraden fanden, dass er ihnen durch sein Äusseres, durch Geburt oder Vermögen nicht gleichstand, so wurde er so lange chicanirt, beleidigt und gequält, bis er das Feld räumte, was womöglich durch ***practical jokes*** erreicht wurde. Man vergriff sich an seinem Eigentum und sogar an seiner Person, man drang in sein Zimmer, warf alles durcheinander, zerbrach die Möbel, zerriss seine Wäsche nnd Uniform, und das alles geschah nicht etwa heimlich, sondern bisweilen sogar in seiner Gegenwart und unter dem Scheine von Jovialität und affektirter Kameradschaft.“ — Das Publikum billigte zwar dergleichen Praktiken nicht, aber hohe Militärs nahmen sie in Schutz und einer von ihnen ging sogar soweit zu behaupten, dass jedes

Regiment eine Art von Klub sei, wo alles nur glatt hergehe solange die einzelnen Mitglieder desselben sich den allgemeinen Forderungen fügten: „Entsteht Streit, so ist es ein Beweis dass irgend jemand nicht an seinem Platze ist und am besten thut seiner Wege zu gehen.“ —

Der Herzog von Cambridge war aber anderer Meinung, er erliess einen Tagesbefehl, durch welchen er die *practical jokes*, als eines Offiziers unwürdig, verbot.

Trotzdem erlaubte sich noch vor einigen Monaten ein junger Offizier in Portsmouth wieder einen derartigen Spass. Während der Abwesenheit seines Kameraden drang er in dessen Zimmer, warf alles durch einander und verursachte dort eine Unordnung die nicht näher beschrieben werden kann, das alles jedoch ohne irgend welche Animosität gegen den Kameraden, der einem anderen Regimente angehörte — es sollte nur ein Scherz sein! — Von seinem Vorgesetzten zur Verantwortung gezogen, fand man ihn zwar schuldig, erklärte jedoch, dass sein Betragen „nicht eines Offiziers und Gentlemans unwürdig genannt werden könne“. — Dieser Beisatz erklärt also ausdrücklich, dass solche Scherze durch den in der Armee herrschenden Usus als berechtigt anerkannt werden.

Der Herzog von Cambridge stimmte jedoch auch mit diesem Urteil nicht überein und erklärte nochmals, dass ein Betragen wie das obenerwähnte „als mit Ordnung und Disziplin im Widerspruche getadelt werden müsse“.

Mehr als zwanzig Jahre sind vorüber seitdem der Generalissimus sich zuerst mit so scharfen Worten gegen jene Missstände aussprach, und wie man aus den Klagen

erkennt die in der Presse darüber ertönen, bestehen sie heute noch wie ehemals. Noch immer giebt es unter den Offizieren, besonders unter den jüngeren, gar manche deren Betragen viel zu wünschen übrig lässt, so dass das Kriegsgericht bisweilen selbst die Haltung von Soldaten besser findet als diejenige von Offizieren.

Auch die Zusammensetzung des Heeres ist heute noch dieselbe wie damals, und die Disziplin kann nur durch die Peitsche aufrecht erhalten werden. Rechnet man noch dazu die Verachtung der Fremden, welche alle Klassen des englischen Volks, von der niedrigsten bis zur höchsten, charakterisirt, so wird man die unsoldatische, unmenschliche Grausamkeit erklärlich finden, welche das englische Söldlingsheer dem Feinde gegenüber stets ausgezeichnet hat, nicht allein in Neuseeland, wo man sich rohen Wilden gegenüber befindet, sondern überall, auch im Kampf mit civilisirten Völkern.

Indien.

Amor sceleratus habendi.
(Ovid.)

Nirgends haben die Engländer ihre unbezähmbare persönliche und nationale Energie und Thatkraft so glänzend bewährt wie in Indien. In allen anderen Besitzungen fanden sie nur eine dünngesäete, rohe, aller Kultur bare Bevölkerung, die sie leicht bezwingen, niederhalten, verdrängen oder ausrotten konnten um ihren Platz einzu-

nehmen und die Ausbeutung des Landes zu betreiben. In Indien allein begegneten sie einem dichtgedrängten Volke, dessen uralte hochentwickelte Kultur, religiöse, politische, administrative und militärische Organisation anderen Eroberern vielleicht als unüberwindliche Schwierigkeiten erschienen wären; die Engländer aber haben das ungeheure Unternehmen gewagt und glücklich ausgeführt.

Es geschah nicht nach einem von vorn herein wohlüberlegten, genauberechneten Plane — einen solchen konnten sie nicht haben — sondern nach und nach unter geschickter Benutzung der Verhältnisse und Umstände; sie haben das riesige Land nicht durch eine Armee erobert, nicht der Regierung gebührt der Ruhm, nein, es ist das Volk, das Volk allein das diese Eroberung ausgeführt hat, und zwar mit eigenen Mitteln; die Regierung hatte dazu nichts gethan als Kaufleuten einen Freibrief zum Handel auszustellen und sie dann gewähren lassen. Aus Faktoreien, welche zu etabliren ihnen die dortigen Fürsten gestattet hatten, entstand ein Weltreich von mehr als 200 Millionen. Einige, von ihren Landsleuten durch hunderte von Meilen getrennte Civil- und Militärbeamte der Kompagnie, befanden sich oft allein unter Millionen von kriegerischen, notorisch feindlich gesinnten Eingeborenen, und sie verstanden es sie durch persönlichen Mut, durch Entschlossenheit und Energie niederzuhalten und zum Gehorsam zu zwingen. Das ist wunderbar und ohne Beispiel in der Geschichte.

Aber dieser anerkennenswerte Mannesmut im Verein mit dem Unternehmungsgeist, der Betriebsamkeit und der Ausdauer, welche die Briten vor vielen anderen Völkern

auszeichnen, würde doch nicht hingereicht haben sie zum reichsten Volke der Welt zu machen, wenn sie nicht in Indien einen Paktolus gefunden, den sie nach dem Mutterlande leiteten und es so mit Gold überfluteten, dass dort jetzt nur diejenigen zu den *somebodies* (jemand, im Gegensatz zu *nobody*, niemand) gezählt werden, deren Einkünfte zehntausend Pfund übersteigen. — Es giebt dort fünfhundert Personen, welche Einkommensteuer von mehr als fünfzigtausend Pfund zahlen. Lord Ovestone hat viermalhunderttausend Pfund jährlich, und der Herzog von Westminster noch etwas mehr, ungefähr zweitausend Pfund täglich; der Vater des jetzigen Herzogs hinterliess an barem Gelde achtmalhunderttausend Pfund. — In den zehn Jahren von 1863 bis 1873 starben in England dreihundert Personen, von welchen jede mehr als zweimalhundertfünfzigtausend Pfund in barem Gelde, in Staatspapieren oder in Banken angelegt, hinterlassen hat, deren Vermögen an Grundbesitz aber den Barbestand der Hinterlassenschaft um das zehnfache, ja bei einigen sogar um das zwanzigfache überstieg.

Aber trotz der fabelhaften Schätze, welche der indische Goldstrom nach England führte, wird doch Indien von vielen englischen Autoren das schwarze Kapitel der englischen Geschichte genannt: *the black chapter of English history*, und in der That, wenn der Brite mit Recht stolz sein darf auf den unvergänglichen Ruhm den er in jenem Lande erworben, so muss er doch als Mensch schmerz- und schamerfüllt sein Haupt senken vor der Schmach mit der er sich dort bedeckt hat, denn seitdem er Indiens Boden betreten, hat dort Lüge und Verrat,

Habsucht und Ländergier, Verachtung des Völkerrechts und der heiligsten Menschengefühle wie in keinem anderen, von einem christlichen Volke regierten Lande, geherrscht.

Die Engländer vergleichen sich gern mit den Römern, und in manchen Stücken ist dieser Vergleich auch vollkommen richtig: „Der römische Charakter mit seinen Tugenden und Fehlern lässt sich als das System des disziplinirten Egoismus bezeichnen. Der Hauptgrundsatz dieses Systems ist, dass das Untergeordnete dem Höheren, das Individuum dem Staat, der einzelne Fall der abstrakten Regel, der Moment dem dauernden Zustand geopfert werden müsse. Ein Volk, dem bei der höchsten Freiheitsliebe dennoch die Tugend der Selbstüberwindung zur zweiten Natur geworden, ist zur Herrschaft über andere berufen. Aber der Preis der römischen Grösse war freilich ein teurer. Der unersättliche Dämon der römischen Selbstsucht opferte alles seinem Zweck.“ — So schreibt Jhering im „Geist des römischen Rechts,“ und dasselbe lässt sich auch buchstäblich von den Engländern sagen.

Aber die Römer haben den Unterjochten auch ihre Civilisation, ihre Sitten, ihr Recht gebracht; sie haben sie nach kürzerer oder längerer Zeit in ihren Staatsverband aufgenommen und sie zu ihresgleichen, endlich sogar zu römischen Bürgern gemacht.

Nichts ähnliches ist jemals unter britischer Herrschaft geschehen; wir sehen überall nur Engländer, welche die Stelle der Eingeborenen eingenommen haben und da, wo sie diese zu dichtgedrängt fanden wie in Indien, sie aus Furcht von aller Civilisation fernhielten. Erklärte doch

im Jahre 1859 das Comité für die indischen Angelegenheiten ausdrücklich: „Wie könnten wir Indiens Gebieter bleiben, wenn wir seine Bewohner in europäischen Wissenschaften erziehen, sie zu uns heranbilden wollten? Nicht drei Monate würden wir Herren des Landes bleiben; eine einsichtsvolle Bevölkerung würde sich nie unserer Herrschaft unterwerfen oder sie dulden."

Merkwürdig ist, dass sich hierin, wie auch in vielen anderen Dingen, England mit der Türkei und Österreich begegnet. — Der Grossvezier Ali-Pascha sagte nämlich auch, dass im Interesse der Regierung das Volk nie arm und unwissend genug sein könne, und als Robert Owen über die Notwendigkeit sprach, das Volk moralisch, intellektuell und materiell zu heben, bemerkte ihm Gentz, der Freund Metternich's: *But we desire to see the masses neither prosperous nor happy. It would not be so easy to keep them in subjection if they were.* (Wir wünschen weder das Glück noch das Gedeihen des Volks, es wäre dann weniger leicht es niederzuhalten. *Nineteeth Century.* Okt. 1878.)

Indien ist stets nur eine Henne gewesen die goldene Eier legte, aber das sonst so eminent praktische Britenvolk vergass, dass man ein so kostbares Geflügel doch wenigstens aus Interesse schonen, pflegen und gut füttern müsse, um es lebensfähig und kräftig zu erhalten; das arme Tier verkümmerte jedoch infolge der schlechten Behandlung.

Macaulay war einer der ersten, welcher seine Stimme erhob um das Mutterland auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Bei seiner Rückkehr aus Indien

legte er im Parlamente das Geständnis ab: „Als harmlose Kaufleute zogen wir aus und wurden überall vertrauensvoll empfangen, aber bald zeigten sich die unschuldigen Schafe als reissende Wölfe, die harmlosen Kaufleute als hinterlistige Räuber; wir bemächtigten uns eines Landes nach dem andern, uns war die Welt nie gross genug. Und wie haben wir die Unterjochten behandelt? Haben wir unsere Pflicht gethan gegen die, welche uns reich machten und mächtig? In unseren Beziehungen zu den Kolonien, wie zu allen fremden Völkern, haben wir nie eine andere Richtschnur befolgt als die von welcher Horaz spricht:

O cives, cives quaerenda pecunia primum est;
virtus post nummos! haec Janus summus ab imo
prodocet, haec recinunt iuvenes dictata senesque
laevo suspensi loculos tabulamque lacerto
est animus tibi, sunt mores, est lingua fidesque
sed quadringentis sex septem milia desunt:
plebs eris. at pueri ludentes „rex eris" aiunt,
„si recte facies". hic murus aeneus esto:
nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.
Roscia, dic sodes, melior lex an puerorum est
nenia, quae regnum recte facientibus offert,
et maribus Curiis et decantata Camillis?
isne tibi melius suadet, qui „rem facias rem
si possis recte, si non, quocunque modo rem".

Leider fand die Stimme des grossen Historikers kein Echo in seinem Lande, und seit 1839, wo der edle Mann seine Mitbürger zu ihrer Menschenpflicht ermahnte, ist alles beim alten geblieben, weil es nach dem ganzen

Wesen und der Konstitution der ostindischen Kompagnie nicht anders werden konnte.

Ursprünglich nur eine einfache Aktiengesellschaft zu Handelszwecken, wurde sie später eine politische Körperschaft, die eine Anomalie im Völkerrechte bildete. In dem Freibrief der ihr ausgestellt wurde hiess es ausdrücklich: der Handel sei der Gesellschaft in allen Ländern nicht im Besitze christlicher Fürsten', östlich des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zur Strasse Magelhan ausschliesslich, gestattet.

Die Kompagnie erhielt von den indischen Fürsten die Erlaubnis einige Schuppen zu erbauen um ihre Waaren aufzuspeichern, zu deren Schutze sie Wächter anstellte. Nach und nach vermehrten sich diese Emporien und mit denselben auch die Anzahl der Wächter, welche militärisch bewaffnet, uniformirt und organisirt wurden. Das war der Kern des späteren indo-britischen Heeres, welches in kurzer Zeit zahlreich genug war um sich an den Kriegen der einheimischen Fürsten zu beteiligen und bald für diesen, bald für jenen Partei zu nehmen.

Die Kompagnie liess sich für ihre Dienste hier und dort einen Strich Landes abtreten, in welchem sich ihre Stapelplätze befanden — das war der Anfang des ostindischen Reichs.

Das Heer der Kompagnie trug die englische Uniform, führte die englische Fahne und wurde von englischen Offizieren befehligt, welche, ohne den königlichen Dienst verlassen zu haben, im Dienste der Kompagnie standen, die doch nur eine Privatgesellschaft war, und dessenungeachtet Fürsten den Krieg erklärte, mit

denen die Könige von England in Frieden und Freundschaft lebten. Die Kompagnie stützte sich bald auf diesen, bald auf jenen Fürsten, schlug den Einen mit Hilfe des Anderen und verschlang endlich alle. Zweihundert Jahre nach dem ersten Erscheinen der Fremden in Indien befand sich dort kein unabhängiger Staat mehr; die Königreiche waren eingezogen und die Fürsten mediatisirt; abgesetzt oder verjagt, und als endlich im Jahre 1858 die Kompagnie selbst mediatisirt wurde, konnte sie stolz der heimischen Regierung sagen: „Wir übergeben der Krone ein Kleinod reicher und schöner als irgend ein anderes in der Welt; ein Reich, das die Königin zur Beherrscherin von mehr als zweihundert Millionen macht."

Merkwürdigerweise protestirte die Regierung dagegen. Der Kanzler der Schatzkammer, Sir George Lewis, sagte: „Indien ist von der Kompagnie, den ihr erteilten Befugnissen entgegen, nur von ihren meuterischen Beamten erobert worden."

Seltsam! Die ostindische Kompagnie existirte seit mehr als zweihundert Jahren, sie hatte ihren Sitz in London, unter den Augen der britischen Regierung, die ihr Generale lieh, die höchsten Beamten und den Generalgouverneur für das ferne Reich ernannte, und nun erklärte sie plötzlich, die Kompagnie habe eigentlich gar nicht das Recht gehabt Eroberungen zu machen, sondern nur Handel zu treiben, was sie jedoch nicht abhielt das indische, von der Kompagnie „unrechtmässigerweise" erworbene Reich, zu behalten. — Das erinnert an jenen griechischen Pädagogen, der einem Schüler den Text las weil er eine Feige, die er gefunden, behalten hatte, dabei

jedoch dem armen Jungen dieselbe wegnahm und ganz gemütlich verschlang.

Von den Erpressungen, welche unter der Herrschaft der ostindischen Kompagnie an der Tagesordnung waren, sowie von den Mitteln, deren sie sich bediente, um Königreiche zu annektiren, wollen wir nur ein Beispiel anführen, das wir dem „*Herald of Peace*“ vom 20. Nov. 1857 entnehmen, indem wir zugleich auf Macaulay verweisen.

„Im Krieg gegen den Nabob von Audh in Jahre 1764 leistete der Radscha von Benares den Engländern die wichtigsten Dienste und wurde dafür unter englische Protektion genommen, anfangs mit so viel Rücksicht, dass man sogar keinen Residenten nach der Hauptstadt schickte, weil ein solcher, nach den eigenen Worten des Generalgouverneurs, einen zu grossen Einfluss auf den Radschah und sein Land ausüben könnte, was ihn thatsächlich zum Herrn über beide machen würde. Das Direktorium begnügte sich den schuldigen Tribut einzufordern, der auch mit einer Pünktlichkeit entrichtet wurde wie sie, nach Mills, in den Annalen der tributpflichtigen Fürsten nur selten vorkam. — Leider hatte der Radschah das Unglück dem allmächtigen Warren Hastings zu misfallen, der ihn deshalb zum Unterhalt von drei Bataillonen Sipahis verurteilte, eine Ausgabe von fünf Lac Rupien (50,000 £). Der Radschah erklärte dieser ebenso exorbitanten wie ungerechten Forderung nicht nachkommen zu können, schickte jedoch seinem Bedränger ein Geschenk von zwei Lac Rupien, in der Hoffnung ihn dadurch zu besänftigen. Hastings nahm das Geld, bestand aber nichtsdestoweniger auf seinem Ver-

langen, legte dem Fürsten sogar noch eine Strafe von zehntausend Pfund auf für die Verzögerung der Zahlung der obengenannten Summe und liess sogleich Truppen in das Land einrücken, um seiner Forderung Nachdruck zu geben. Diese Raubpolitik wurde deshalb so erbarmungslos fortgesetzt, weil die Kompagnie zu ihrem Kriege gegen Hyder-Ali Geld brauchte. — „Ich bin entschlossen," schrieb Hastings, „vom Radschah so viel wie möglich zu erpressen, um unserer Geldnot abzuhelfen."

Der Fürst wandte sich nun an das Direktorium und erbot sich, zwanzig Lac Rubien zu zahlen, um den Frieden zu erkaufen. Man verlangte fünfzig Lac, weil man voraussah, dass er einer solchen Forderung unmöglich nachkommen könnte, und Hastings eilte selbst nach Benares, wo er den Radschah gefangen nahm. Diesem gelang es zwar zu entfliehen, aber nur um sich nun mit seinem unersättlichen Bedränger in offenem Kriege zu befinden. Vergebens bot er alles auf, um Frieden zu erlangen, nichts half, sein Untergang war beschlossen. Er wurde geschlagen, zur Flucht gezwungen und Bidgepur, wo sich seine Gemahlin, seine Familie und alle Frauen des Palastes befanden, musste kapituliren. In seinem Briefe an den Obergeneral gebraucht Hastings Ausdrücke, welche keinen Zweifel darüber gestatten, dass die Frauen den entsetzlichsten Misshandlungen preisgegeben wurden, obgleich die Kapitulation ihnen ausdrücklich Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums garantirt hatte.

Ganz Benares befand sich nun in den Händen des Siegers, die Geldnot der Kompagnie wurde aber dadurch nur vergrössert; das Heer hatte zwar seine Beute, die

Kriegskosten aber blieben, es musste daher wieder ein anderes Königreich geraubt werden und die Gelegenheit dazu fand sich bald. — Hastings stattete dem Nabob von Audh einen Besuch ab; hier wurde die alte Geschichte wiederholt, man verwickelte den Fürsten in ein Bündnis und gab sich dazu her, ihn in einem Kriege zu unterstützen, welchen er gegen die Rohillas unternehmen wollte, ein Volk, das, wieder nach Mills, besser als alle anderen indischen Völker regiert wurde, und dessen Land sich in der grössten Ordnung und dem blühendsten Zustand befand. Der Nabob von Audh bot Hastings 40000 £ für seine Hilfe. — „Gut, sagte dieser, wir haben jetzt eine Schuld von 125 Lac; die vierzig Lac, welche der Nabob uns bietet, würden uns von einem Teil derselben und ihn von einem unbequemen Nachbar befreien". — Das sind Hastings eigene Worte, womit er sich zu einer so infamen Handlung hergab, wie die Geschichte deren nur wenige kennt; es war nichts anderes als die Macht Englands verschachern, um ein ganz unschuldiges Volk zu bekriegen, zu berauben und geradezu zu vernichten, denn, wie Hastings ausdrücklich in einem noch erhaltenen Briefe an den Nabob schreibt: „Falls die Rohillas Eurer Forderung nicht nachkommen (sogleich vierzig Lac Rupien zu zahlen) wollen wir sie vertilgen und Ew. Hoheit das Land zuweisen."

So tapfer sich auch die Rohillas verteidigten, so mussten sie doch der Übermacht weichen und ihr Sultan floh mit hunderttausend der seinigen in die Berge, wo sie dem Schwert ihrer Verfolger oder dem Hungertode erlagen. Noch nie sind die Rechte eines Siegers auf so barbarische

Weise missbraucht worden. Der Nabob hatte Hastings offen seine Absicht mitgeteilt, die Rohillas auszurotten, und so wurde jeder niedergemacht, der sein Heil nicht in der Flucht suchte.

Durch solch teuflische Handlungen besudelten sich die Engländer, um von den eingeborenen Fürsten enorme Geldsummen zu erpressen, sie in ihre verderbliche Allianz zu ziehen und sie schliesslich zu unterjochen."

Soweit der „*Herald of Peace*" — Erpressung in Benares und Einziehung des Fürstentums; Verkauf der englischen Macht an den König von Audh, um einen unschuldigen Nachbarn zu bekriegen und zu vernichten. Der Barbar dachte nicht daran, dass auch er oder sein Nachfolger einst der unersättlichen Ländergier seiner civilisirten Freunde zum Opfer fallen würde — und doch kam es so!

Wie früher Warren Hastings, erschien plötzlich und unerwartet i. J. 1856 der General Outram in Laknow, erklärte dem König, dass seine Untertanen nicht mit ihm zufrieden wären und forderte ihn auf mit der Kompagnie einen Vertrag zu schliessen, nach welchem er ihr sein Reich gegen eine Pension von einigen Lac Rupien abtrete. — „England, erwiderte der Sultan von Audh, will mit mir einen Vertrag schliessen. Das ist ein Spott. Ich, meine Familie, mein Reich, wir alle sind in Euren Händen, misshandelt mich wie ihr wollt, aber meine Schande, dessen seid sicher, werde ich nicht unterschreiben." — Der Fürst nahm dem Turban vom Haupte, die grösste Erniedrigung eines Orientalen, legte ihn in die Hände des Generals, brach in Thränen aus und sagte:

„Seht, da stehe ich, ein Nichts; doch in Europa selbst, bei ihrer Majestät, werde ich die Gerechtigkeit suchen, welche mir hier verweigert wird.“

Outram war nicht der Mann, sich durch Thränen eines Fürsten rühren zu lassen, den er zu depossediren gekommen war; er blieb dabei, dass der König den Forderungen der Kompagnie nachgeben müsse, und am 7. Februar desselben Jahres wurde mittels Erlasses vom Oberstatthalter, worin er die That zu rechtfertigen suchte, das Königreich Audh in einem Umfange von 25000 englischen Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von fünf Millionen Einwohnern, unter die Regierung der ostindischen Kompagnie gestellt.

Dieser Länderraub rief eine allgemeine Entrüstung in ganz Hindostan hervor. „Die Engländer,“ hiess es, „sind ein treuloses Volk. Sie hatten mit den Fürsten, welche ihnen zur Herrschaft verhalfen, heilige Verträge geschlossen und ihnen auf ewige Zeiten den Besitz ihrer Länder verbürgt. Welcher Fürst ist jetzt noch seines Eigentums sicher!“ — Sogar die Beamten und Offiziere der ostindischen Kompagnie waren empört über die Brutalität, mit welcher die Annexion ausgeführt wurde, und der Oberst T. Wilson sagte in einer öffentlichen Vorlesung, die er am 24. April 1857 in der Townhall in Jersey hielt:

„Der Vezier von Audh riss sich i. J. 1818 vom Grossmogul los, machte sich mit unserer Hilfe unabhängig und nahm den Königstitel an. Sein Land aber war reich und fruchtbar und, ich schäme mich es zu sagen, England strebte nach dem Besitz desselben und riss es endlich nach vielen Intriguen mit offener Gewalt an sich.

Wie ein Dieb in der Nacht (*like a thief in the night*) überfiel Lord Dalhousie, damals Generalgouveneur, das Land und nahm es in Besitz. Was war der Vorwand zu dieser Spoliation? War der Radschah ein Verräter? Nein, Lord Dalhousie selbst giebt dem König das Zeugnis, dass er stets ein ehrlicher und wahrhafter Freund Englands gewesen ist, und dass er uns sogar während des Afghanischen Krieges mit Waffen und Geld beistand. Der einzige Vorwand für diesen schmachvollen Raub war, dass das Land schlecht regiert wurde. Aber wenn der Zar oder der Kaiser der Franzosen sich des Königreichs Neapel unter einem solchem Vorwande bemächtigen wollte, würde das englische Volk diese Entschuldigung gelten lassen?"

Mit Überwindung der religiösen Vorurteile, welche der Königin von Audh eine Seereise verboten, begab sie sich persönlich nach London um bei ihrer „Schwester", der Königin von England, gegen die Spoliation zu protestiren und ihre Gerechtigkeit anzurufen. Vergebens, sie fand kein Gehör, der Raub blieb zu Recht bestehen, und doch erklärte der Minister George Lewis einige Jahre später, wie wir schon oben bemerkt haben: die Kompagnie habe gar kein Recht gehabt, Eroberungen zu machen und Königreiche zu annektiren.

Die Konfiskation von Audh ist zwar nur ein Kapitel aus der Geschichte des Anglo-Indischen Reichs, aber die Kapitel sind alle einander mehr oder minder gleich und jedes könnte die Überschrift führen: *Expropriation pour cause d'utilité particulière de la Compagnie des Indes*; und wenn die „*Times*" vom 19. Mai 1857 schreibt:

„Innerhalb der letzten fünfzehn Jahre haben wir Scindh, Pegu, Audh und ein halb Dutzend andere beschützte und tributpflichtige Staaten eingezogen," so will sie doch gewiss niemand glauben machen, dass dies alles nur widerwillig geschehen sei, oder dass jene Völker sich aus ganz besonderer Liebe und Vertrauen der *Lady Company* in die Arme geworfen hätten. Möchte doch das Cityblatt nur nicht so oft die Worte: *honesty is the best policy*, in der Feder und nur in der Feder führen. Das erinnert doch gar zu sehr an den Mohren, welcher Fiesco zuruft: Herr, ich bin ein ehrlicher Mann!

Waren die Europäer jemals berechtigt, ferne Länder gewaltsam dem Weltverkehr zu erschliessen, fremde Völker zu zwingen, mit ihnen in Verbindung zu treten? — Darüber kann man verschiedener Meinung sein; die Einen sagen, die Europäer hätten nicht nur das Recht dazu gehabt, sondern es wäre sogar ihre Pflicht gewesen das Christentum und die Segnungen der christlichen Kultur über die ganze Erde zu verbreiten — Andere glauben im Gegenteil, dass es jedem Volke frei stehe, sich abzuschliessen oder nicht; dass das Christentum niemals die Religion der Chinesen und Japanesen, der Hindus und Araber werden könne; dass die europäische Kultur ihren Gefühlen wie ihrer Geistesrichtung entgegen sei und dass es uns niemals gelingen werde, ihnen unsere Civilisation aufzuzwingen. Ein Sanhedrin von Pandits (gelehrte Bramahnen) in Calcutta erklärte: „Das höchste Wesen habe

jeder Rasse ihren eigenen Glauben, jeder Kaste ihre eigene Religion zugeteilt und erblicke daher an jedem Orte der Welt die demselben bestimmte Art der Gottesverehrung.“ — Damit ist vielleicht das Richtige getroffen.

Darüber herrscht jedoch nur eine Meinung, dass, wenn einmal Europäer unter fremden Völkern festen Fuss gefasst haben, sie sie nicht nur ausbeuten dürfen, sondern ihnen wenigstens ihre Menschenrechte lassen und für ihr materielles Wohl sorgen müssen. Das ist leider nicht geschehen. Die Bewohner Südamerikas haben durch Spanier und Portugiesen wahrlich keine Humanität gelernt, noch sind sie heute materiell besser gestellt, als sie es einst unter ihren einheimischen Fürsten gewesen, und was Nordamerika und Australien betrifft, so mussten die Eingeborenen den neuen Ankömmlingen einfach Platz machen und werden in kurzer Zeit nur noch als Fossilien zu finden sein.

Ein solches Schicksal ist nun zwar für die Hindus nicht zu besorgen, es sind ihrer zu viele, aber mit Recht könnte man doch fragen, ob Hindostan in materieller oder intellektueller Hinsicht durch seine mehr als zweihundertjährige Berührung mit den Engländern gewonnen, oder ob diese ihre unbestreitbare geistige Überlegenheit nicht einzig und allein zur Förderung ihrer egoistischen Interessen verwandt haben?

In der vielleicht richtigen Erkenntnis, dass sie wegen der klimatischen Verhältnisse doch nur vorübergehend dort wären und bald andern Landsleuten Platz machen müssten — es giebt in Indien nur sehr wenige Kinder und keinen einzigen Enkel von Europäern, der dort ge-

boren wäre — haben sie das Land nach dem Prinzipe regiert *après nous le déluge.* Das Aussaugungssystem war nur auf die Interessen der Gegenwart gegründet, um die Zukunft kümmerte sich niemand. Wir haben schon oben gesagt, dass die indische Regierung aus Furcht der intellektuellen Bildung des Volks entgegentrat und fügen hier ein Wort Lord Ellenboroughs an, der im Parlament denselben Grundsatz aussprach. „Die Eingeborenen zur geistigen Stufe der Beherrscher emporzuheben, widerstrebt unserem Interesse. Einsichtsvolle Menschen werden unsere Regierung nimmermehr ertragen."

Aber auch das materielle Wohl des Landes ist konsequent vernachlässigt worden, und von den Millionen, die man dort erpresste, kam keine Rupie dem Volke zu Gute, alles floss in das Danaidenfass der Kompagnie, oder in die Taschen ihrer unersättlichen Beamten, welche so bald wie möglich goldbeladen heimkehren wollten, ihren Nachfolgern im Amte das Aussaugungswerk zur Fortsetzung überlassend. Niemand dachte an die Zukunft, man machte es wie Wilde, die einen Baum umhauen, um die Früchte zu pflücken; kein Wunder, dass für die Nachzügler immer weniger und weniger übrig blieb, um ihren Goldhunger zu befriedigen und daher die Vernachlässigung des Landes und die Bedrückung des Volkes grösser wurde, als sie jemals unter der Herrschaft der einheimischen Despoten gewesen, die doch wenigstens mit ihren Unterthanen durch Religion, Sprache und Sitte verbunden waren, sie nicht verachteten, für sie zuweilen sogar ein Herz hatten und auch dann und wann ihren Klagen und Bitten Gehör schenkten.

Als im Jahre 1852 die Nachricht nach Indien kam, dass das Privilegium der Kompagnie erneuert werden sollte, erhob sich ein allgemeiner Protest- und Petitionssturm dagegen, und einige von diesen Petitionen entrollten ein so trauriges Bild von der Lage des Landes, wie man es in London gar nicht geahnt hatte. So hiess es unter anderem:

„Hindu und Muselmanen sollten doch keine Steuern bezahlen zum Unterhalt der Diener einer fremden, der Christusreligion. Die indische Regierung möge Kaplane für das Militär halten, wozu aber die Masse hochbesoldeter Geistlichen, Bischöfe und Erzbischöfe? Wollen englische Beamten und andere Residenten Geistliche, so mögen sie dieselben auch bezahlen, wie wir es thun.

Die Schenkungen und Lehne früherer Regierungen dürfen nicht, wie jetzt so häufig geschieht, ausschliesslich zum Vorteil der Christen eingezogen werden.

Viele Besoldungen müssen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch gemindert werden. Nur in solcher Weise wäre Erleichterung des kaum erträglichen Abgabendruckes zu erzielen. Alles Geld zur Heranbildung indischer Beamten sollte auch in Indien selbst, welches die grossen Summen zahlt, ausgegeben werden, sie können das Nötige hier besser erlernen, als im fernen England.

Man schicke uns keine jungen Leute mehr als Beamte, die kaum der Schule entwachsen sind. Es sind deren viele, die noch vor drei Jahren im College sassen und nun Richter, Magistrate und Steuereinnehmer sind, mit einer unbeschränkten Gewalt über eine grosse Bevölkerung. Wozu sollten diese Jünglinge (*lads*) auch

auf ihre praktische Ausbildung bedacht sein? Haben sie ja ihre gute Versorgung, mögen sie ihr Amt gut oder schlecht verwalten! — Wir haben hier tüchtige Männer genug, die schon jetzt für die jungen Engländer die Geschäfte besorgen, obgleich sie nur schlecht besoldet sind und nicht einmal als Beamte betrachtet werden.

Die Militär- und Civilstellen mögen den Einheimischen aller Religionen offen stehen; ein bestimmter Teil des Einkommens, wenigstens fünf Prozent, sei auf Strassen, auf Cisternen und andere Landesverbesserungen zu verwenden, die der stets wiederkehrenden Hungersgefahr vorbeugen. — Die Präsidentschaft Bombay mit einem Flächenraum von 70000 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von sieben Millionen Seelen, Scindh nicht mitgerechnet, besitzt bloss eine Strecke von 400 englischen Meilen für Wagen geeignet, und 24 Meilen für Eisenbahn! — In Kandesch starben vor einigen Jahren Tausende des furchtbaren Hungertodes, weil der Überfluss zu Punah, das nicht entfernter von Kandesch ist als London von Yorkshire, nicht herbeigeschafft werden konnte; auch zu Gwalior starb die Bevölkerung vor einigen Jahren Hungers, wegen der Unmöglichkeit einer Zufuhr von Lebensmitteln aus der Umgegend.

Das Gerichtswesen bedarf einer gründlichen Verbesserung, die Entscheidung über Appellationen lässt jetzt fünf und noch mehr Jahre auf sich warten. Die Beamten erlauben sich zahllose Bedrückungen; Abhilfe ist bei der bestehenden kostspieligen Rechtspflege, welche an eine Rechtsverweigerung grenzt, unmöglich. — Früher zahlte man fünf Prozent der streitigen Summen, seit Einführung

des Stempelpapiers im Jahre 1816 stiegen sie, ohne Advokatengebühr, nicht selten auf mehr als fünfundzwanzig Prozent.

Die drückende Salzsteuer, sowie alle anderen Abgaben auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse müssen abgeschafft werden.

Die Branntweinaccise ist unsittlich und verderblich; die Pächter sehen natürlich nur auf ihren Vorteil. Die Branntweinpest breitet sich vermittelst der über das ganze Land zerstreuten Schenken immer mehr aus; Trunkenheit, unerhört während der Herrschaft der Hindu und Muselmänner, wird unter dem englischen Regiment ein täglich mehr um sich greifendes Laster. Alles was zur Bildung des Volkes geschieht oder geschehen soll, ist dadurch vollkommen paralisirt.

In der Petition aus Bengalen klagten die Hindus: „Dem Gesetz wird der religiöse Boden entzogen, in welchem alle Verhältnisse unseres Lebens wurzeln. Abfall vom Glauben ist erforderlich, wollen wir es zu etwas bringen. Die Abtrünnigen werden begünstigt, sie erhalten einträgliche Stellen und Beförderung, worauf die Gläubigen verzichten müssen."

Die Mohamedaner klagten: „Der Koran, der nicht allein religiöse Vorschriften enthält, sondern auch unser bürgerliches Gesetzbuch ist, wird missachtet und die Gläubigen nach fremdem Gesetz gerichtet." etc. etc.

Wir haben hier einige von den vielen Beschwerdepunkten aufgezählt, die man ausführlich in: *The Sepoy revolt, its causes and consequences. H. Mead.* London 1857; in: *The Indian rebellion, its causes and results*

in a series of lettres from the Rev. Alex. Duff, London 1858 und in *Townsend: The annals of Indian administration* findet, denen wir so genau wie möglich folgen.

Wir rekapituliren. Der Nepotismus ist zu allen Zeiten eine Haupttriebfeder der ostindischen Kompagnie gewesen; die reichsten und bestbezahlten Stellen gehörten den Verwandten der Direktoren, sowie den jüngeren Söhnen des Adels; zu den andern Stellen drängten sich nur Männer, die sich in möglichst kurzer Zeit ein Vermögen machen wollten. Ohne Kenntnis der Sprache, der Sitten und Gebräuche des Landes gingen sie nach Indien; sie konnten und wollten auch nichts thun, weil sie den erschlaffenden Einflüssen des Klimas nicht zu widerstehen vermochten, überliessen daher die Geschäfte den Eingeborenen, die etwas Englisch sprachen und diese Kenntnis nur dazu gebrauchten, um zugleich ihre Herren und ihre Mitbürger auszubeuten. So musste der schon so schleppende und complizirte Gang in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes nur noch schleppender und nachlässiger werden.

„Als ich in Indien war," sagte Sir Erskin Perry im Jahre 1857, „hatte ich das Amt eines Vorstandes der Erziehungskommission in der Präsidentschaft Bombay. Wir verlangten eine Unterstützung; drei Jahre lang erhielten wir keine Antwort und dann wurden wir abschlägig beschieden."

Käuflichkeit nnd Unordnung waren so allgemein in der Rechtspflege, dass sich der Oberst Paulet Cameron zu der Hyperbel verstieg: „Ich habe in Indien unter britischer Herrschaft Ungerechtigkeit und Unterdrückung

gefunden, welche im Moskowiterreich nicht übertroffen werden könnte, eine Unterdrückung, die aus den illiberalsten und nichtswürdigsten Motiven entsprang."

Das waren die Zustände, über welche sich die Inder beklagten und um deren Abhilfe sie baten, aber vergebens; das Parlament hatte für indische Angelegenheiten kein Ohr, es war niemals vollzählig, wenn von jenem Reiche die Rede war; versicherte doch die Kompagnie, dass dort alles in schönster Ordnung sei, das Volk zufrieden, das Heer der Eingeborenen treu, und dass von keiner Seite Unruhen zu besorgen wären. Der Freibrief der Kompagnie wurde im Jahre 1853 erneuert und alles blieb beim alten.

Da kam durch die französische Presse eine Kunde nach Europa, so seltsam und ungeheuerlich, dass niemand daran glauben mochte: im Anglo-Indischen Reiche sollte die Justiz, die Administration, ja sogar die Erhebung der Steuern auf Peitsche und Folter beruhen!

Die Folter unter britischer Herrschaft — unmöglich! hiess es auf dem Kontinente und in England zuckte man vornehm die Achseln mit einem wegwerfenden *nonsense*! Man behandelte die Nachricht wie eine Verleumdung, welche von Eifersucht, Neid und Bosheit eingegeben war und keine Widerlegung verdiente. Aber wie entsetzt war man, als es sich schliesslich doch herausstellte, dass jenes Gerücht keine Lüge, nicht einmal eine Übertreibung, sondern pure Wahrheit war.

Am 12. Juni 1857 sagte nämlich Lord Albemarle im Oberhause folgendes:

„Damit Ew. Herrlichkeiten nicht glauben, die in

Indien angewandte Tortur sei etwa von sehr milder Art, eine Ansicht, die Sie aus dem beschönigenden Bericht schöpfen könnten, welchen die Direktoren der Ostindischen Kompagnie an den Gouverneur von Madras am 12. Septbr. 1855 gerichtet haben, will ich Ihnen einiges über die Folter mitteilen, wie sie, nach dem Rapporte der Kommission, dort angewandt wird.

Man entzieht den Delinquenten Nahrung und Wasser; man verhindert sie am Schlafen; man hängt ihnen stinkende Knochen oder sonstige ekelhafte Dinge um den Hals (eine Strafe, welche dem Hindu besonders empörend ist, weil sie ihn seiner Kaste beraubt). Man lässt sie auf den Fersen niederhocken mit spitzen Steinen oder Scherben unter den Schenkeln; man schlägt die Köpfe zweier Gefangenen aneinander; man bindet zwei Menschen in gebückter Stellung mit den Haaren zusammen; man schnürt sie um ein Wagenrad; man bindet sie mit den Haaren an den Schwanz eines Esels und führt sie so über den Marktplatz; man bindet sie an einen Baum und zieht ein Bein mittelst eines Stricks an einem andern Baum in die Höhe; man hängt einen Menschen kopfabwärts an einen Baum; man hängt sie auch am Handgelenk auf und peitscht sie so.

Wenn ich mich recht erinnere wird in dem angeführten Bericht einer Frau erwähnt, die während dieser Tortur starb.

Man bindet ferner die Delinquenten auf einem Baume fest und zündet unten Feuer an, bis sie im Rauche fast ersticken; man zerrt ihnen den Kopf in der Sonnenglut

heftig hin und her, wobei man sie peitscht, was die Steuereinnehmer „den Teufel austreiben“ nennen.

Man bindet ihnen die Arme rückwärts zusammen und hängt sie daran auf; man taucht sie unter Wasser bis sie halb oder ganz ertrinken; man schliesst einen stechenden Käfer, einen Skorpion oder ein ähnliches Tier in eine Kokosnussschale und bindet sie auf den Nabel oder einen noch empfindlicheren Teil des Körpers, was grosse Pein verursacht. — Man dislozirt ihnen die Glieder mit dicken Stöcken; man stellt ihnen den Lauf einer Flinte auf die grosse Zehe und lässt sie stundenlang in der brennenden Sonnenglut stehen; man legt sie auf den Rücken mit einer Stange über der Brust, auf deren Enden sich zwei Schergen setzen, was die Delinquenten der Erstickung nahe bringt.

Ich habe gehört, dass dies in manchen Fällen so lange fortgesetzt wurde, bis die Zunge hervortrat.

Man schnürt ein Glied zusammen, um den Blutumlauf zu hemmen — die Qual wird noch dadurch erhöht, dass man ein Gemisch von rotem Pfeffer, Salz und Senf auf die umschnürte Stelle applizirt.

Diese Folter ist von dem Hof der Direktoren selbst in ihrem Bericht vom 11. April 1826 S. 7 beschrieben worden.

Die Arrestanten werden auf den Rücken gestreckt und liegen gelassen, den Tag über der Sonnenglut, nachts der Kälte ausgesetzt.

Man zerrt den Schnurrbart empor und reisst ihn aus, was nicht nur schmerzhaft, sondern auch eine Entehrung ist. — Man legt sie in einen Haufen roter Ameisen; man presst die gekreuzten Finger zusammen oder zwängt sie

in ein gespaltenes Bambusrohr. — Man foltert auch mit der sogenannten *Kittee*, einem Instrument, womit die Finger allmählich zurückgebogen werden, was unerträgliche Schmerzen verursacht; man zwickt die Gefangenen mit hölzernen oder eisernen Zangen, schlägt die Gelenke mit hölzernen Schlägeln. — Man peitscht mit allen möglichen Instrumenten alle erdenklichen Teile des Körpers und oft mit solcher Vehemenz, dass der Tod erfolgt; man bindet Lappen um die Finger und zündet sie an; man brennt auch verschiedene Teile des Körpers mit einem angezündeten *cheroot*, mit Nadeln oder glühendem Eisen; man wickelt den Körper in ölgetränkte Watte und steckt sie an; man quetscht die empfindlichsten Teile des Körpers, treibt Dornen unter die Nägel, füllt die Nasenlöcher, Augen uud andere Teile des Körpers mit Cayenne-Pfeffer und zwickt den Frauen die Brüste mit einer Bamboo-Zange."

Die Folter unter britischer Herrschaft! Und nicht etwa heimlich angewandt, nur in Kriminalfällen, sondern im öffentlichen Gerichtsverfahren, sogar als Mittel zur Erhebung von Steuern!

Wie aus der Rede des edlen Lords hervorgeht, kannte man dies Verfahren der indischen Justiz schon seit vielen Jahren; man wusste wie es dort unter dem Schutze der britischen Flagge herging und dennoch hatte man das Privilegium der Kompagnie erneuert und überliess ihr ein paar hundert Millionen Menschen, welche sie doch nicht allein ausbeuten, sondern auch civilisiren und womöglich zum Christentum überführen sollte.

Es gährte gewaltig im indischen Reich; aus allen Teilen desselben kamen Berichte von Missionären, Civil- und Militärbeamten, welche einen nahenden Sturm verkündeten. Selbst ein so hoch gestellter Mann, wie Sir H. Lawrence erklärte offen: „Hindostan ist unter seinen einheimischen Fürsten glücklicher gewesen, als unter britischer Herrschaft", und alle sagten einstimmig aus: Polizei und Gerichte dienten nur zur Unterdrückung und zum Raube. (So heisst es wörtlich in: *The Indian Rebellion, its causes and results by the Rev. Alex. Duff.*) Aber alles war vergebens, man hielt die Berichte für übertrieben oder gar für falsch, und glaubte sich in seinem Hochmut sicher. Dieses strafbare, durch nichts zu entschuldigende Verkennen der drohenden Gefahr konnte nur durch die krasse Selbstvergötterung erklärt werden, durch die Verachtung, mit welcher man auf die Eingeborenen herabsah, was so weit ging, dass die Regierung, ungeachtet der wiederholten Warnungen, die ihr fortwährend und von allen Seiten zugingen, in ihrer Verblendung schliesslich noch einen Versuch wagte, der die ganze Bevölkerung Hindostans, Hindus wie Mohamedaner, in ihren heiligsten Gefühlen verletzen musste — man griff offen ihre Religion an.

Der hohe Rat in London sandte befettete Patronen nach Indien um zu sehen, ob sie für das Klima geignet wären. Ehe sie verteilt wurden, machte man die Regierung darauf aufmerksam, die Sepoys könnten glauben sie berührten Stoffe, welche sie verunreinigten; der Rat verachtete aber diese Warnung und befahl den Gebrauch der Patronen.

Waren sie mit Schweinsfett oder Rindsfett präparirt?

Die Muselmanen verabscheuen das Schwein und fühlen sich verunreinigt durch die Berührung mit allem was von diesem Tiere kommt.

Dem Hindu ist die Kuh heilig, und eine solche schlachten heisst: „eine böse That verüben," die böse That *par excellence*. Sie dürfen ihrem Gesetze nach neugeborene Mädchen aussetzen oder in den Ganges werfen (eine Massregel, welche ihnen vielleicht durch die häufig wiederkehrende Hungersnot und die Furcht vor Übervölkerung eingegeben wurde), aber eine Kuh oder einen Ochsen schlachten, Rindfleisch essen oder das Fett desselben berühren — das ist, ihrem Glauben nach, ein so ungeheueres, durch nichts zu sühnendes Verbrechen, dass sie tausendmal lieber den martervollsten Tod erdulden als sich dazu hergeben.

Das mag uns absurd erscheinen, ist aber doch bei näherer Betrachtung vollkommen erklärlich, denn abgesehen davon, dass religiöse Meinungen und Vorurteile, die wir nicht teilen uns immer absurd dünken, dass wir sie aber doch dulden und uns hüten müssen sie zu verletzen, besonders bei Orientalen, welche stets zu Fanatismus geneigt sind, so sollten wir doch bedenken, dass den Hindus eine Kuh ebenso verehrungwürdig erscheinen darf wie uns ein Gebäck von Mehl und Wasser. Und wie viele unschuldige Menschen haben wir zu Tode gemartert, weil wir sie in Verdacht hatten, sich an einem solchen Gebäck vergriffen zu haben, das uns, nur uns heilig ist, das wir Hostie nennen.

So verstanden es auch alle denkenden Männer, unter anderen General Thompson, der im Parlament sagte:

„Ihr bestrebt Euch, die Thatsache zu leugnen, dass das ganze Unheil nur aus der Treulosigkeit (*breach of faith*) entstand, welche man sich gegen die einheimische Armee zu Schulden kommen liess, und zwar mit einer Brutalität, welche sogar unsere *Life Guards* zur Revolte getrieben hätte, wäre man mit ihnen so umgegangen.

Denkt Euch die Irländer, gute römische Katholiken, zu zehnjähriger Kettenstrafe mit Zwangsarbeit verurteilt, weil sie sich weigerten, auf die geweihte Hostie zu spucken, die ihnen heilig ist.

Solches ist aber in Indien geschehen."

Ein Schrei des Entsetzens, der Verzweiflung ertönte durch ganz Hindostan!

„Die Regierung hat befettete Patronen eingeführt und befiehlt, wir sollen sie abbeissen, unsere Kaste verlieren und Christen werden." (*Times* 1. April 1858.) — Hindus und Mohamedaner erhoben sich und wütend, blutlechzend, wie die Tiger, die ihre Dschungeln bevölkern, stürzten sie sich auf „die küheschlachtenden, schweinefleischessenden Frengis", auf Männer, Frauen und Kinder, und mordeten, was sie erreichen konnten.

Die Engländer nennen diesen Aufstand *Mutiny* — eine Mililtärrevolte, aber mit Unrecht; die ersten, die sich erhoben, waren zwar die Sepoys, welche durch den unheilvollen Missgriff direkt betroffen waren, aber diese kopflose Verordnung war doch nur der Funken, der die längst vorbereitete Erhebung zum Aufflammen brachte. Die Sepoys waren nicht allein, das ganze Volk war mit

ihnen. Dies geht aus der Proklamation hervor, welche am 26. August 1857 im Namen des greisen Scheinmoguls erlassen wurde und worin es unter anderem heisst: „Die Engländer haben die Gutsbesitzer an den Bettelstab gebracht, sie ins Gefängnis geworfen und ihre Besitzungen wegen rückständiger Steuern confiszirt. Die Ungläubigen und Treulosen haben den Handel mit den wichtigsten und einträglichsten Produkten unseres Landes, wie Indigo, Opium und Baumwolle zu ihrem alleinigen Vorteil in Beschlag genommen und für ein Monopol erklärt. Wir verarmen und haben kaum genug, um unser Leben zu fristen . . . . . Alle Stellen, welche gutes Einkommen gewähren, sind jetzt in den Händen der Fremden; in der Armee können wir es nach hartem und langem Dienst nur bis zum Subahdar (Hauptmann) mit einem monatlichen Solde von höchstens sechszig bis siebzig Rupien bringen und als Civilbeamte nur zu Richterstellen mit einem Gehalt von fünfhundert Rupien“ etc. etc.

Noch nie hatte sich der Mut, die Entschlossenheit, die unbeugsame Energie des englischen Volks so glänzend bewährt, wie während des indischen Aufstandes, wir sagen des Volks, nicht nur der Soldaten, denn auch Civilbeamte und Kaufleute thaten es in Mut und Unerschrockenheit den Soldaten gleich, selbst Frauen zeichneten sich aus, sie standen ihren Männern, ihren Vätern fest zur Seite und harrten mutig aus im Kampfe, der im vollsten Sinne des Worts ein *struggle for life* war. Kleine Häuflein standen vereinzelt in ungeheurer Entfernung von einander in Erwartung der Hilfe, die ihnen kommen sollte — woher? Das war ihnen unbekannt; sie wussten, dass alle

gleich bedrängt waren. Sie standen unerschütterlich da wie Felsen, an welchen sich die brandenden Wogen des Aufruhrs brachen, sie wussten, dass ihr Heil nur in ihrer Ausdauer lag. Ueberall lauerte Verrat, und dass unter solchen Umständen die härtesten, anscheinend grausamsten Massregeln geboten waren, dass man nur durch ein Schreckenssystem sich halten konnte, ist selbstverständlich und vollkommen gerechtfertigt. „Der Galgen," schrieb ein Engländer am 29. Juni aus Benares, „ist der Inbegriff unserer Regierung. Ein Galgen mit drei Stricken steht vor unserem Flaggenmast, wir können in einer und derselben Minute drei Rebellen aufknüpfen. Kein Tag vergeht wo nicht einige arme Teufel in die Ewigkeit geschnellt werden."

Der Generalgouverneur, der zugleich Obergeneral war, verdiente den strengsten Tadel alle Warnungen verachtet zu haben, so dass er von dem Aufstand überrascht, völlig ratlos dastand; von seinen Offizieren aber, die wie gesagt mit ganz unbedeutenden Garnisonen im ganzen Lande zerstreut lagen, verlor keiner den Kopf, und jeder that in fast übermenschlicher Weise seine Pflicht. Mit einem europäischen Kriege lässt sich der indische nicht vergleichen, die Verhältnisse waren so, dass von Strategie und Taktik gar nicht die Rede sein konnte, und ob auch nur einer der englischen Generale, die sich dort mit unvergänglichem Ruhm bedeckt haben, in Hinsicht militärischer Ausbildung mit den Generalen verglichen werden können, die sich während der letzten zwölf Jahre in Europa ausgezeichnet haben, mag dahin gestellt sein. Aber alle haben ihre Schuldigkeit gethan und den Dank

des Mutterlandes sowie die Bewunderung des Auslandes verdient. Die Namen Jacob, Lawrence, Outram und Havelock werden in den Annalen der Kriegsgeschichte stets einen ehrenvollen Platz einnehmen. Der Letztere verdient noch einer besonderen Erwähnung weil er eine seltsame Figur ist, die eher den Kreuzzügen als unserem Zeitalter angehört. Der tapfere Haudegen vertauschte nämlich oft das Schwert mit der Bibel, der Soldat wurde Priester und hielt seinen Leuten salbungsvolle Predigten. Bisweilen ging er ganz unverfroren in einen Hindutempel, steckte den vielarmigen Götzen Lichte in die Hände, und stellte sich mitten unter die ungeheuerlichen Gestalten, welche so gezwungen waren den düsteren, in eine christliche Kapelle verwandelten Raum, zu erhellen und den Auslegungen der heiligen Schrift beizuwohnen, mit welchen er seine uniformirte Kongregation erbaute. Der Spott, den er mit Wischnu und Genossen trieb, mochte den Soldaten gefallen, ob aber auch die Hindus dadurch erbaut waren, ob sie nicht vielmehr tödlich verletzt und mit Hass erfüllt wurden, ist freilich eine andere Frage.

Die Schreckensbotschaft des Aufstandes traf England wie ein Blitz aus heiterem Himmel, natürlich sollten da wieder die bösen Russen ihre Hand im Spiele haben, aber die durch verdummende Russophobie erzeugte Drehkrankheit währte nicht lange, der robuste englische *common sense* fand bald sein Gleichgewicht wieder und die Presse mahnte zur Vernunft. So der *Morning Chronicle* am 10. Sept. 1857: „Unter den zahlreichen Ursachen, denen der Aufstand zugeschrieben wird, giebt es eine die bei einer gewissen Classe von Chauvinisten ganz be-

sonders in Gunst steht, welche aber, so hoffen wir, von allen denkenden Menschen mit verdienter Verachtung behandelt werden wird, wir meinen die sogenannten russischen Intriguen, die das ganze Unheil hervorgerufen haben sollen, wie man den Russen auch die Schuld aller Schwierigkeiten beigemessen hat, denen wir im Orient wie in allen Weltgegenden begegnet sind. Es kann bis zu einem gewissen Grade unserer Eitelkeit schmeicheln, die Schuld der Verlegenheiten und Unglücksfälle, welche uns treffen anderen zuzuschieben, statt sie in unseren eigenen Fehlern zu suchen. — Als wir in Afghanistan eindrangen und dort vom Unglück heimgesucht wurden, sollte Russland die Ursache sein; den Krieg mit Persien sollte auch Russland hervorgerufen haben, obgleich er nur der unerträglichen Insolenz unseres Gesandten und seinen exorbitanten Forderungen zugeschrieben werden muss. Haben wir Streit mit Amerika, gleich wird Russland vorgeschoben, und um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, wird wieder Russland angeklagt, wenn wir mit China Händel suchen. Lassen wir doch endlich solche Narrheiten und suchen wir die Ursachen unseres Missgeschicks in uns selbst und nicht immer in anderen."

Bald wurde das Land auch ruhig und erkannte, dass einzig und allein die Misswirtschaft und Verblendung der indischen Regierung den Aufstand heraufbeschworen hatte. Jetzt erinnerte man sich derjenigen, welche das Unglück vorhergesehen und ihren Befürchtungen Ausdruck gegeben hatten; man erinnerte sich, dass Sir H. Lawrence schon vor Jahren die indische Armee, besonders diejenige von Bengalen als unzuverlässig, weil indisziplinirt bezeichnet

hatte. Seine Worte waren damals hochmütig verachtet worden, und jetzt war das Unglück da. Aber jetzt zeigte sich auch eine der schönsten Seiten des englischen Nationalcharakters; statt mit leidenschaftlichen Rekriminationen und gegenseitigen Anschuldigungen die kostbare Zeit zu verlieren, wie es unzweifelhaft in gar manchen Parlamenten des Kontinents der Fall gewesen wäre, verlor man keinen Augenblick um die unerschöpflichen Hilfsmittel aufzubieten, welche dem Reiche zu Gebote standen und der Gefahr energisch entgegenzutreten.

Truppen wurden abgesandt, nicht allein vom Mutterlande aus, sondern auch von den Indien nächstgelegenen Kolonien; bis zu ihrer Ankunft musste zwar eine lange, qualvolle Zeit vergehen, aber dem war ja nicht abzuhelfen und England wusste, dass seine braven Söhne dort unterdessen mutig und ergeben ihre Pflicht thun würden. — Die Presse that alles was in ihrer Macht stand um die Regierung in ihrer schwierigen Stellung zu unterstützen, sie verschmähte kein Mittel um die nationale Leidenschaft aufs äusserste zu entflammen und erfand deshalb Grausamkeiten und Scheusslichkeiten aller Art, welche sie den Hindus zur Last legte, die doch ohnehin deren genug begangen hatten. Der berühmte W. Russel, den die „Times“ als Berichterstatter nach Indien schickte, war zu ehrlich, um nicht solchen verleumderischen Übertreibungen entgegenzutreten, nichts destoweniger fand das Cityblatt es damals für gut, solche Korrespondenzen zu unterdrücken; sie wurden jedoch aufbewahrt und später, nachdem die Aufregung sich etwas gelegt hatte, als Bro-

schüre veröffentlicht. Dort lesen wir unter anderem Folgendes:

„Ich finde in den Zeitungen die Beschreibung einer Höhle, in welcher sich grauenhafte Dinge zugetragen haben sollen; eine grosse Anzahl von Frauen, Mädchen und Kindern seien dort das Opfer der infamsten Behandlung gewesen und dann grausam hingemordet worden. Vor ihrem Tode schrieben die Frauen mit ihrem Blute an die Wand: „Rächet Eure Weiber, Eure Töchter!“ — Die ganze Geschichte ist eine Fabel; ich habe die Höhle vor einigen Wochen besucht und nichts von solcher Schrift gesehen; sie liegt an einem Orte wohin der Aufstand gar nicht gedrungen, wo daher auch kein Verbrechen begangen worden ist. Jetzt bin ich aber wieder dort gewesen und habe in der That jene Worte gefunden, doch sind sie mit fester, sogar zierlicher Schrift geschrieben, schwarz und nicht rot und so hoch, dass keine Frau, besonders keine zu Tode verwundete Frau hinanreichen kann. Das ganze ist nichts als eine Fälschung, darauf berechnet die Wut unserer Landsleute noch mehr zu entflammen.“

Damals wurde auch ein Buss- und Bettag in England abgehalten um Gottes Hilfe zur baldigen Unterdrückung des Aufstandes zu erflehn, und die Prediger waren eben so offen in ihren Bekenntnissen, oder richtiger in der Erkenntnis der Ursachen des Unglücks, welches jetzt das Reich betroffen, wie es früher einige Parlamentsmitglieder gewesen waren. „Unser Hochmut“, hatte Cobden am 24. Februar 1857 im Unterhause gesagt, „unser Hochmut beleidigt alle Völker, wir kennen

nur gemeine Gewinnsucht, andere Rücksichten kennen wir nicht", und seltsamerweise sprach auch ein Peer im Oberhause an demselben Tage denselben Gedanken aus: „Unser ganzes Verfahren gegen andere Nationen, vorzüglich gegen Orientalen, ist schamlos im hohen Grade. Ist das Völkerrecht uns günstig, so dringen wir auf strenge Beobachtung desselben, wenn nicht, so beseitigen wir es ohne Umstände."

An jenem Buss- und Bettage (7. Oktbr. 1857) waren alle Kirchen gedrängt voll, überall hörte man Worte der Zerknirschung von der Kanzel herab, und in der Paulskirche hiess es u. a.: „Wir müssen in uns gehn, unseren Hochmut ablegen und unsere Sünden bereuen. Nicht die Ostindische Kompagnie allein hat das Unglück hervorgerufen, das uns betroffen, nein es ist unsere Regierung, es ist das ganze Volk, das die Sünden begangen hat, für welche wir jetzt büssen. Was in den Kolonien geschieht, ist die Frucht unseres Nationalgeistes, unseres Nationalcharakters. Wo hat die Sucht nach Eroberung, die Absetzung der Fürsten, die Annexion so vieler Königreiche ihren Ursprung, wenn nicht in unserem Stolze und in unserer Habgier? Das sind die schreiendsten Sünden des englischen Volks. Wahrlich es giebt keine so hochmütige Nation auf Erden wie wir, stolz auf uns, stolz auf alles, was mit uns zusammenhängt. Wir sind zum Sprichwort geworden unter den Völkern, weil die Engländer, kommen sie in ein fremdes Land, auf die Einheimischen als auf eine untergeordnete Rasse herabsehn. Diese Anmassung macht uns so verhasst und lächerlich bei unseren Nachbarn, wie bei allen andern fremden

Völkern, deren Fehler wir sogleich bemerken, indes wir für die unsrigen blind sind. — Wir sprechen von der Treulosigkeit der Sepoys, von dem trotzigen Eigensinn der Brahmanen, von der Grausamkeit der Mohamedaner und denken nicht daran, was wir gegen diese Völker verschuldet haben. Die jetzige Heimsuchung ist furchtbar, doch ist sie nur eine gnädige Warnung, um uns an unsere Pflicht gegen Indien zu erinnern, wo wir ohne Grausamkeit, ohne Unterdrückung und Unredlichkeit keinen Fussbreit Erde erworben haben" — und so ging es noch lange fort, eine ganze Litanei.

Aber dergleichen Dinge müssen in England nie ernst genommen werden, es sind eben nur Worte, die einem Anfall von leider nur zu schnell vorübergehender Selbsterkenntnis entschlüpfen. Erinnert man später die Sprecher oder Schreiber daran, so ist die Antwort regelmässig ein von Achselzucken begleitetes: *nonsense*! mit Hinweisung auf den hohen Stand der Consols, ein unwiderleglicher Beweis, dass trotz alledem und alledem die englischen Fonds doch höher stehn als diejenigen aller Staaten des Kontinents. — Während des Aufstands mögen jene Geständnisse von einigen in der That auch ehrlich gemeint gewesen sein, bei den meisten Zuhörern jedoch war diese Zerknirschung nichts als eitel Humbug, mit welchem man den lieben Herrgott betäuben und für sich gewinnen wollte, um ihn von der Allianz mit den Hindus abzuziehen oder sich wenigstens seiner Neutralität zu versichern bis man mit ihnen fertig geworden war.

Das geschah denn auch bald, der Aufstand war nichts als eine Explosion des religiösen Fanatismus, der das

Mass der Leiden und Bedrückungen aller Art zum Überlaufen gebracht hatte; die Aufständischen hatten keinen Plan, ihre Bewegungen waren nicht kombinirt, sie hatten nichts für sich als ihre Zahl und mussten daher endlich dem kleinen Haufen der Europäer unterliegen, welche nicht allein mit dem Mute der Verzweiflung kämpften, sondern überdies noch die unwiderstehliche Macht der Civilisation für sich hatten, gegen welche die blinde Wut undisziplinirter Horden auf die Länge doch nie etwas auszurichten vermag.

Schon am 20. September 1857 war Delhi und am 21. März des folgenden Jahres Laknow wieder in den Händen der Engländer, der Aufstand war somit beendigt, denn von nun an nahm der Kampf den Charakter einer Jagd auf Rebellen an, die ausgerottet wurden wo man sie fand.

Sich gegen Empörer verteidigen, den Aufruhr unerbittlich niederschlagen, das war das Recht und die Pflicht der Engländer. Aber wenn sie die obenerwähnten Geständnisse in der That ehrlich abgelegt hätten, wenn sie durchdrungen gewesen wären, von der Erkenntnis, dass sie selbst durch ihre rohe und egoistische Missregierung den Aufstand hervorgerufen, so hätten sie nach Niederwerfung desselben sich damit begnügen müssen, nur die Rädelsführer zu bestrafen und dann eine neue Ordnung der Dinge eingeführt, welche die Eingeborenen mit den Herrschern versöhnt hätte. Das thaten sie jedoch nicht; das Schreckenssystem, das während des Aufstandes vollkommen berechtigt war, wurde nach der Niederwerfung desselben so ausgedehnt, die Rache mit so unmensch-

licher Wut geübt, dass man die Beschreibung der unsäglichen, von Europäern, von Christen verübten Gräuel nicht glauben dürfte, wenn nicht Engländer selbst sie berichteten; Missethaten, welche nicht allein der dortigen Regierung und ihren Heeren, sondern dem englischen Volke ein unauslöschliches Brandmal aufprägen, das allen Ruhm der heroischen Verteidigung verdunkelt.

Sprechen wir zuerst von Delhi.

Vor dem Sturme dieser Stadt erliess der General Wilson eine schriftliche Ordre alles niederzumetzeln und keine Gefangenen zu machen — „*the General gave an order such as has never been issned in writing since Rome ceased to be pagan*," sagte General Thompson im Parlamente, und der Befehl wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Die Thore wurden durch Cavallerie gesperrt um den Einwohnern die Flucht unmöglich zu machen, dann ging das Morden los, es währte drei Tage lang! ..... Alle Bewohner von Delhi, welche sich beim Einzuge unserer Soldaten vorfanden, wurden niedergemetzelt. In manchen Häusern waren vierzig bis fünfzig Personen versteckt, nicht Aufrührer, sondern friedliche Menschen, Männer, Frauen und Kinder, welche durchaus keinen Teil am Aufstande genommen hatten — sie wurden hingemordet," heisst es im „Globe" vom 17. Nov. 1857.

Tilly musste sich vor Neid im Grabe umkehren, Wilson hatte ihn weit übertroffen, und Magdeburg war durch Delhi in den Schatten gestellt. Natürlich die Ci-

vilisation hat seit dem dreissigjährigen Krieg gar gewaltige Fortschritte gemacht!

Mord und Plünderung gingen Hand in Hand. Die Reichtümer, welche dort gefunden wurden, waren unermesslich, Cachemirshawls mit Gold durchwirkt, goldgestickte Gewänder, Uhren, Goldbarren, kostbare seidene Bettdecken und Bettzeug mit zarten Eiderdaunen gefüllt, wie es in England auch in den reichsten Häusern unbekannt ist. Das alles wurde haufenweise fortgeschleppt. Ein Shawl, der in England hundert Pfund kostet, wurde von den Plünderern für vier Rupien verkauft! Unsere Soldaten werden wahrscheinlich jeder mit tausend Pfund nach England zurückkehren, obgleich General Wilson befohlen hat, dass die ganze Beute zusammengethan und gleichmässig verteilt werden sollte. (*A shawl which in England would fetch a hundred pounds they were selling for four rupees. It is supposed the Rifles will go to England with upwards of a thousand pounds each, though General Wilson has issued an ordre that the prizes shall all be put together and devided. — Jers. Independant 25. Nov. 1857.*)

Ebenso war es in Laknow; auch dort dauerte das Morden und Plündern tagelang, auch dort wurden fabelhafte Schätze gefunden. Die Soldaten keuchten unter der Last der Kostbarkeiten die sie fortschleppten: goldene und silberne Gefässe aller Art, mit Juwelen besetzte Waffen, kostbare Shawls nicht allein, sondern auch Gemälde und Spiegel, alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde mitgenommen, nichts als die kahlen Wände blieben nach. Die Juwelen, die man in den Gemächern der Königin

fand, waren so gross, dass man sie anfangs für Glas hielt. — Um ihre Ehre zu retten reichte eine der Frauen einem Soldaten ein Kästchen voll Juwelen hin, das hunderttausend Pfund wert war.“ (S. Russels Briefe vom 6. Mai 1858.)

Deutsche, russische oder französische Soldaten sind solcher Thaten unfähig, es fehlt ihnen der Mut drei Tage hintereinander wehrlose Menschen niederzumetzeln, aber das englische Heer ist, wie wir wissen, so zusammengesetzt, dass es an das berüchtigte Vischer'sche Korps im siebenjährigen Kriege erinnert, von welchem der Führer selbst sagte: er würde sich schämen einen Kerl zu haben der nicht des Galgens wert wäre. Ja, es liessen sich für die englischen Soldaten von 1857 und 1858 vielleicht noch mildernde Umstände finden; sie hatten einen Verzweiflungskampf bestanden und unendlich gelitten, sie waren von Blut berauscht und sahen den ganzen Krieg gewissermassen für einen nationalen, fast für einen persönlichen Racheakt an, schrieen sie doch bei ihrem Eindringen in Laknow: „Rache für Cawnpur!“ Sie wussten nichts von den Geständnissen die daheim in Kirche und Parlament abgelegt worden, Geständnisse welche den Aufstand erklärten. Aber die Offiziere kannten doch diese Ursachen, von ihnen, als von gebildeten Menschen, durfte man erwarten, dass sie Ehre ihrer Fahne wahren, oder sich wenigstens als Menschen zeigen würden; das vergassen aber leider nur zu viele unter ihnen. Auferzogen in der Verachtung fremder Völker, betrachteten sie diese nur wie Halbmenschen, und indem sie sie auch darnach behandelten, wurden sie selbst zu Unholden.

In den von der „Times“ zurückgelegten, und später als Broschüre veröffentlichten Korrespondenzen Russels lesen wir unter anderem folgendes:

„Ein Offizier marschirte an der Spitze einer Abteilung Soldaten nach Delhi, als ihm ein blinder Greis, von einem etwa vierzehn oder fünfzehnjährigen Knaben geführt, entgegenkam. Das Kind liess den Blinden stehn, näherte sich dem Offizier, kniete nieder und sprach ihn flehentlich an, indem er auf den Greis hinwies. Der Offizier zog sein doppelläufiges Pistol und legte auf den Knaben an, der Schuss ging aber nicht los. Er drückte noch einmal und wieder versagte die Waffe. *Shame! shame!* riefen einige Stimmen hinter ihm. Der Offizier kehrte sich mit strengem Blick um, schaute dann auf das Pistol, wo etwas in Unordnung war, drückte wieder auf das Kind ab, diesmal mit Erfolg, dann schoss er auch den Blinden nieder, kommandirte: Vorwärts! marsch!“ — und vorbei gings an den röchelnden im Todeskampf sich windenden Opfern.“

Der Scheinmogul, der in Delhi residirte, ein fast hundertjähriger Greis, entfloh mit seiner Familie am Tage vor der Einnahme der Stadt, wurde aber von dem Lieutenant Hodson, der sich zu seiner Verfolgung erboten hatte, eingeholt und gefangen zurückgebracht. Die beiden Söhne und der Enkel des Kaisers, welche sich ohne Widerstand ergeben hatten, lagen gebunden auf einem Karren, als sich der Zug der Stadt näherte; da sprengte der Lieutenant heran und schoss mit eigener Hand die Söhne des Monarchen in dessen Gegenwart mit den Worten nieder: „So bestraft England die Verräter!“ Darauf liess er

die Leichen nach der Stadt bringen und auf einen öffentlichen Platz hinwerfen wo sie drei Tage liegen blieben, dann wurden sie in die Dschamna geworfen. — Der Kaiser wurde zu lebenslänglicher (!) Kettenstrafe und zur Verbannung nach Rangun verurteilt (S. „Times“ vom 9. Dez. 1857, und Brief eines Offiziers an die *Ayrshire Express* v. 29. Sept. 1857).

Mit Recht sagte der schon mehrmals zitirte General Thompson über diese Hinrichtung — denn aus den eigenen Worten des Lieutenants erhellt ja, dass er den von ihm vollführten Mord als eine Hinrichtung betrachtete: „Hat jemals ein französischer, österreichischer oder russischer Offizier eigenhändig das Henkeramt übernommen? Es ist klar, dass fortan kein Offizier dieser Armeen sich neben einen englischen Offizier zu Tisch setzen wird, bis dieser bewiesen hat, dass er rein von einer solchen Schandthat ist“. (*Did any officer in the French or Austrian, or Russian service ever with his own hands act as executioner? It is clear that no officer in those services will sit down with an English one till at all events something has been done to prove him a clean man.*)

Für uns Kontinentalen ist es besonders merkwürdig, dass es in England nur wenig Verständnis für die Meinung des Generals Thompson gab, ja dass man jenen Lieutenant, der von jedem gebildeten Menschen doch nur mit Abscheu und Verachtung genannt werden kann, für einen Ritter ohne Tadel ausgab; dass Rugby, die Schule, welche er einst besucht hatte, noch heute stolz auf ihn ist, und dass man dem Dr. Arnold, dem Direktor der Schule, nachrühmt, viele solche Männer erzogen zu haben.

Nach Niederwerfung des Aufstandes wurde ein Blutgericht abgehalten, so erbarmungslos und fürchterlich, so teuflisch wie es bisher in der Geschichte nicht vorgekommen ist, und da wir schon früher die Hindus mit Tigern verglichen haben, so können wir jetzt nur hinzufügen, dass die Briten in ihrer Rache jene Bestien noch übertrafen.

„Seit der Einnahme von Delhi finden täglich sieben Hinrichtungen statt", sagte Lord Ellenborough am 15. Februar 1858, also fünf Monate nach der Einnahme der Stadt, was ungefähr achthundert bis neunhundert ausmacht, da die Engländer als fromme Christen am Sonntage ruhen. Es ist jedoch keineswegs die Anzahl dieser Hinrichtungen, welche empörend ist — die Exekutionen in den anderen Teilen Indiens übersteigen diese Zahl mehrhundertfach — sondern vielmehr die Art wie die besiegten Rebellen vom Leben zum Tode gebracht wurden, das Raffinement, welches dabei angewandt wurde, um den Tod quälender und grauenhafter zu machen; die Henker marterten die Seele der Verurteilten ehe sie sie hinrichteten und gingen darauf aus, Leib und Seele zugleich zu verderben.

Nach dem Glauben der Hindus werden sie nämlich durch jede Berührung mit Blut verunreinigt; sie verlieren nicht allein die Kaste, sondern ihre Seele muss ewig umherirren, ohne jemals einen Körper zu finden, mit welchem sie sich wieder vereinigen könnte; sie wurden daher vor ihrer Hinrichtung mit Blut besudelt und den Priestern sogar Kuhblut gewaltsam eingeflösst, ehe man sie henkte. — Ein Offizier liess einen Gefangenen

töten, nachdem er ihn vorher auf diese Weise gepeinigt hatte. Es war kein Beweis vorhanden, dass der Hindu etwas verschuldet hatte, er fand sich in der eingenommenen Stadt und das genügte; der Offizier gestand selbst, dass er absichtlich so gehandelt habe, weil der Gefangene glaubte, dass es auch seine Seele verderben würde. — (*An officer put a prisoner to death with previous torture of the most refined kind. No evidence is offered that the prisoner was personally guilty beyond being found in the captured town. The officer gives it under his own hand that he did it because the prisoner thought it would damn his soul.*)

„Der General Neill verurteilte die Brahmanen zur Verunreinigung ehe sie gehenkt wurden, d. h. nach ihrem Glauben zur ewigen Verdammnis ..... In England meinen zwar Manche, dass, da die Seelen dieser Priester doch nicht in Wirklichkeit der Verderbnis anheimfallen weil sie Kuhblut lecken, die Sentenz nur einen heilsamen Schrecken einflösse und die verdiente Strafe vergrössere. ..... Aber wie wenn einer unserer Richter einen Katholiken verurteilen wollte, vor der Exekution das Kreuz mit Füssen zu treten und den Heiland zu lästern; einen Juden, Schweinefleisch zu essen, oder einen Protestanten das Evangelium abzuschwören und Gott zu verfluchen — würde nicht ein Schrei des Entsetzens durch ganz England ertönen? ..... Welchen Eindruck muss ein solches Todesurteil auf unschuldige, uns ergebene Hindus machen, welche fest überzeugt sind, dass wir nicht allein die Leiber ihrer Priester zerstört, sondern auch ihre Seelen der ewigen Verdammnis geweiht haben? — („*General*

Neill's condemnation of the Brahmins to personal pollution, that is, in their conviction to eternal perdition preparatory to hanging them, has produced its natural fruits ..... Men in England argue that, as these men's souls are not really consigned to perdition by lapping the blood of cows, the General's sentence creates a wholesome terror and intensifies a moral punishment justly incurred without inflicting any real spiritual mischief ..... We know perfectly that if our judges sentenced a Catholic to trample on the cross and blaspheme the Saviour, or a Jew to eat pork, or a Protestant to abjure the Gospel and curse God immediately before hanging him, all England would ring with execration of the atrocity. What effect will such a sentence produce on perfectly innocent Hindoos, on men loyal and friendly to our rule, who solemnly believe that we have not only destroyed the bodies but eternally damned the souls of their priests. Jers. Indep. 14. Nov. 1857.)

Eine derartige Verschärfung der Todesstrafe, selbst wenn diese durch den Aufruhr noch so gerechfertigt oder gar geboten schien, musste notwendig das Gegenteil vom gewünschten Resultate hervorrufen; die Hingerichteten wurden dadurch mit der doppelten Glorie des politischen und religiösen Martyriums umgeben, und ihr Tod musste einen glühenden, unauslöschlichen Hass hervorrufen; man wird der Märtyrer dort ewig gedenken, wie wir uns noch derjenigen erinnern, welche unter Nero und Diocletian den Tod gefunden haben. Der Unterschied ist nur der, dass wir nach anderthalb Jahrtausenden nur einzelne Namen der Christenverfolger nennen, indes in Indien

der Hass fortan alle Christen, ganz besonders natürlich alle Engländer treffen wird. Es war schon früher den englischen Missionären trotz der gewaltigen Hilfsmittel über welche sie gebieten, nie möglich gewesen mehr als einige wenige Auswürflinge der niedersten Kasten zur äusserlichen Annahme des Christentums zu bewegen, — von der Bekehrung von Brahminen, von Männern der höheren Kasten ist kein Beispiel bekannt — wie sollte es ihnen jetzt möglich sein, nach der Religionsschändung, welcher sich Christen schuldig gemacht haben um ihre Rache zu befriedigen? Was konnte man von einer Religion der Liebe, der Vergebung halten, wenn man sah, dass die Anhänger dieser Religion ihre Rache bis in's Jenseits ausdehnten, wenn man sah, dass man, nachdem der Aufstand schon seit Jahren niedergeworfen war, noch immer mit der Bestrafung desselben fortfuhr, unersättlich in der Rache, und dass man diese mit einer Grausamkeit ausübte, vor welcher die Menschlichkeit zurückschaudert.

Da war z. B. ein gewisser Cowper, Regierungskommissär, ein Ungeheuer wie es die christliche Welt noch nie gesehen; er wütete gegen die bezwungenen Rebellen als ob ihn die Hölle ausgespien hätte, er übte Verrat und Treulosigkeit wie sie nur in der Geschichte von Kannibalen vorkommt.

In der Unterhaussitzung vom 14. März 1859 rief Mr. Gilpin die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Massakrirung des 26. Eingeborenenregiments, welche am 1. August in Ujualla stattgefunden, nachdem es die Waffen, auf das Versprechen einer regelmäs-

sigen Untersuchung, niedergelegt hatte. Zweihundertdreissig Mann wurden niedergeschossen, fünfundvierzig erdrosselt und einundvierzig mit Kanonen zerblasen, ohne dass auch nur ein Scheingericht abgehalten worden wäre. Wenn man die Zahl derjenigen hinzufügt, welche getötet wurden ehe sie sich ergeben hatten, so sind nicht weniger als fünfhundert Mann geopfert worden."

Lord Stanley erwiderte hierauf: „Es ist unmöglich die Beschreibung dieser Metzelei zu lesen ohne aufs schmerzlichste davon betroffen zu sein. Der Bericht des Mr. Cowper ist in einem so unpassenden und leichtfertigen Tone abgefasst, dass man beklagen muss jedes Anstandsgefühl darin zu vermissen . . . . . Ich bedauere den Vorfall und hoffe, dass die Kammer mit Stillschweigen darüber hinweggehen wird."

In derselben Sitzung sagte der General Thompson: „Es wird berichtet, dass treugebliebene eingeborene Soldaten entwaffnet und im Schlafe von unseren Soldaten ermordet wurden. Die Nachricht ist zwar noch nicht bestätigt, aber unsere sog. Philanthropen wünschen sehnlichst, dass dem so sein möge. (*The native soldiers who remained with the English army, after giving up their arms, are reported to have been murdered in their sleep by the English soldiery. The news does not appear quite certain, but your philantrophists are in raptures of hope that it is true.*)

„Ich habe viele Flüchtlinge gefangen genommen", schreibt Cowper; „hundertsechsundfünfzig liess ich den Kopf abschlagen, acht blieben noch übrig, ein Offizier und sieben Gemeine, die so erschöpft waren, dass sie sich

kaum rühren konnten. Was thun, soll ich sie aufhängen lassen? fragte ich den General Lawrence.“ *„All right“* — antwortete dieser, und sie wurden gehenkt.

Cowper rühmte sich in kurzer Zeit viele Hunderte vom Leben zum Tode befördert zu haben und machte sich über diejenigen lustig, welche ihn deshalb tadelten; mit Recht, denn seine Vorgesetzten, Lawrence und Montgomery lobten ihn ja dafür. Ersterer schrieb ihm: „Sie haben sich als tüchtiger Mann erwiesen und um den Staat grosse Verdienste erworben“ und Letzterer: „Ihnen, mein lieber Cowper, gebührt die grösste Ehre für alles was sie gethan, was Sie so vortrefflich gethan haben. Glauben Sie, dass ich Ihrer grossen Verdienste wegen immer sein und bleiben werde Ihr bester Freund.“ —

In einem Meeting zu Newport machte Mr. Buxton seinen Wählern folgende Schilderung der Repressalien, welche in Indien vollführt wurden.

„Wie viele Menschen, glauben Sie, haben wir in der einzigen Stadt Allahabad hingerichtet? — Wir haben hier allein tausend dreihundert Menschen gehenkt! Im Pendschab, wo kein einziger Exzess vorgekommen ist, haben wir fünf tausend hingerichtet. Ich selbst habe dies Faktum in einem Brief Sir John Lawrences gesehn. Fünftausend Menschen erhängen und erschiessen — ist das nicht etwas, wovor selbst der kühnste Gedanke zurückschaudert? Und wenn das im Pendschab geschehen ist, welches muss das Verfahren in Bengalen gewesen sein, wo der Aufstand so heftig war? Dort haben wir, wie es scheint, jeden hingerichtet, der wider uns Partei genommen, z. B. den Radschah von Bullugphur. Er hatte

Herrn Mitchell und vielen andern Engländern das Leben gerettet, aber später, gezwungen, wie er versichert, auch die Aufständischen unterstützt. Er wurde gefangen und gehenkt. — Ich kenne die Familie eines Offiziers des Kontingentes von Bihopaul von der ich Folgendes erfahren habe: als dieses Regiment sich empörte, gelang es zweihundert Mann mit grösster Anstrengung jenem Offizier und allen seinen Kameraden das Leben zu retten; sie weigerten sich auch sich den Rebellen anzuschliessen. Als aber der General kam, liess er diese 200 treuen Leute niederschiessen, weil sie nicht die Waffen gegen ihre Brüder gekehrt hatten. Ich habe von Mr. Layard eine Beschreibung dieser Hinrichtung gehört, welche das Blut in den Adern erstarren macht.

Einer meiner Freunde, ein Offizier, schrieb mir jubelnd, dass er achtzig Dörfer zerstört habe. Ich habe den Brief eines Soldaten gelesen, welcher erzählt, dass nach einer allgemeinen Niedermetzelung der Gefangenen die Leichen derselben von ihm und seinen Kameraden in eine Grube geworfen wurden. Einer dieser Unglücklichen kam wieder zu sich, raffte sich auf und taumelte fort. Er wurde ergriffen und zum zweiten Male erschossen.

Die Schulzen aller Dörfer um Delhi, wo der Telegraph zerstört worden, wurden gehenkt, obgleich sie eben so unschuldig daran waren wie Sie und ich. Ich habe es im Parlamente gesagt und wiederhole es hier nochmals: die Urheber dieser Hinrichtungen sind Mörder und keine Soldaten!"

Eine der fürchterlichsten Hinrichtungsarten war das Zerblasen mit Kanonen, das grauenhafteste Schauspiel,

das man sich denken kann, von welchem wir eine Beschreibung der „*Bombay Gazette*“ von Nov. 1857 entnehmen, wie sie ihr von einem Militärarzte zuging, der einem solchen Schauspiel beiwohnte.

„Das zur Exekution (*execution parade*) kommandirte Regiment formirte ein offenes Carré, in welches die Verurteilten eingeführt und vor die Mündung der Kanonen gebunden wurden. Die Schüsse krachten — und es erhob sich eine Wolke von zerstückelten Gliedmassen, die sich überall hin zerstreuten und zuweilen auf die Soldaten niederfielen, hier ein stinkender Magen oder eine halbverbrannte Leber, dort ein Knäuel von Eingeweiden, ein Herz oder eine Lunge. Ein Regen von geronnenem Blute und brenzlichem Fett rieselte nieder, der Boden war bedeckt mit versengten oder brennenden Kleiderfetzen, zerschmetterten Armen und Beinen. Der Kopf eines Unglücklichen war hoch in die Luft geschleudert worden und auf den verstümmelten Rumpf zurückgefallen, wo er liegen blieb, mit weitgeöffneten Augen stierte er hinaus, als ob er seine Arme und Beine suchte. — Einem der Verurteilten war es gelungen, sich mit verzweifelter Anstrengung noch vor der Explosion loszureissen, und nun lag er an einem Arm gefesselt unter der Kanone. Ein Unteroffizier trat hinzu um ihm den Garaus zu machen; dreimal versagte seine Pistole, und jedesmal zuckte der Unglückliche in Todesschauern zusammen, bis endlich ein mitleidiger Flintenschuss in den Hinterkopf seiner Qual ein Ende machte.“

Die Engländer geben vor, sie hätten diese scheussliche Hinrichtungsweise nicht erfunden, sie sei schon von den

mohamedanischen Eroberern in Indien eingeführt worden. Das ist möglich, aber die Engländer haben diese Art der Exekution adoptirt, sie wenden sie nicht allein in Indien an, sondern auch an andern Orten. — Vor zwei Jahren wurde ein Engländer auf der Insel Upaiang in der Südsee erschlagen, der Mörder jedoch später an ein englisches Kriegsschiff ausgeliefert — er wurde durch die Kanone zerblasen.

Die Russen haben in den Teilen ihres Reichs, die früher unter mohamedanischer Herrschaft standen, das Pfählen vorgefunden, und die Franzosen in Algier das In-die-Haken werfen. Aber weder haben die Russen jemals die aufrührerischen Tscherkessen gepfählt, noch haben die Franzosen die aufrührerischen Kabylen in die Haken geworfen.

Am 15. April 1859 wurde auch Tantia-Topi hingerichtet. Mr. Russel spricht in seinem *Diary* von ihm mit grösster Achtung und nennt ihn einen *noble character*, der sich nur dem Aufstande angeschlossen, um seinen Glauben zu verteidigen.*)

Er gehörte zu den Rebellen, die sich keines einzigen gemeinen Verbrechens schuldig gemacht, noch ein solches geduldet hatten; er wurde auch nicht die Waffen in der Hand gefangen, sondern von einem Freunde verraten und

---

*) Er hätte also eher ein D. F. hinter seinem Namen verdient, als die englischen Könige, welche diese glorreichen Buchstaben führen seitdem Heinrich VIII. als literarischer Lanzknecht des Papstes „Wider Luther, den Sohn des Teufels" geschrieben hat.

ausgeliefert. Vor ein Kriegsgericht gestellt, benahm er sich ausserordentlich würdig. „Ich bin des Lebens müde," sagte er den Offizieren, „blast mich mit der Kanone weg oder hängt mich, gleichviel, ich weiss doch, dass ihr mich in den Tod schicken werdet, obgleich ich keines Verbrechens schuldig bin. Mit dem Blutbade in Cawnpur hatte ich nichts zu thun, ich war ja nur der vierte im Rang, daher vollkommen machtlos und konnte gar keine Befehle geben." — Das alles war, wie Sir H. Rose bezeugte, die vollkommenste Wahrheit, und dennoch wurde Tantia zum Galgen verurteilt. Festen Schrittes, so weit es seine Fesseln gestatteten, stieg er die Leiter hinauf, steckte den Kopf ruhig in die Schlinge und wurde rasch in die Ewigkeit geschnellt. Als die Leiche vom Galgen genommen wurde, stritten sich die Offiziere und andere *gentlemen* um eine Haarlocke des unglücklichen Soldaten.

Dies empörende Schauspiel fand neun Jahre später ein Seitenstück in Abyssinien, nach der Eroberung von Magdala. — Ohne den geringsten Verlust war die, nicht aus Hindus, sondern aus Europäern gebildete Sturmkolonne auf dem Felsen angekommen. Den König fand man in seinem Blute liegen, Offiziere umdrängten die Leiche; nicht lange hielt das Staunen an, einer fing an vom Hemde des Gefallenen ein Fetzchen loszureissen und es zum Andenken mit Theodors Blut zu tränken, sofort thaten es ihm die anderen nach, und bald lag der König wie ein zerlumpter Bettler da. Die Truppen verbreiteten sich über die Burg, die Raublust erwachte; man suchte zuerst nach der Schatzkammer, fand auch bald Schmuck und Kostbarkeiten; wilden Tieren gleich rissen sich die

Soldaten um die Schätze; Goldbarren, ja selbst Kronen wurden zerschlagen; was sich zertrümmern liess, wurde bald klein gemacht; Bücher wurden zerrissen, Mobilien zerstückt, das Brauchbare eingesteckt, das Zurückgebliebene verwüstet. Damit nicht zufrieden, machten sie sich an die Toten; Leichen wurden ausgegraben, ihrer Binden entledigt und untersucht, dann nackt auf die Erde geworfen, selbst die Leiche des Albuna wurde herausgerissen und ihres goldenen Kreuzes, das auf der Brust gelegen, beraubt. Die Wut steigerte sich mehr und mehr; man überfiel die in grosser Anzahl auf dem Felsen „in Sicherheit gebrachten" meist vornehmen Frauen und Mädchen, riss ihnen die silbernen Halsketten, Arm- und Fussspangen weg, ja selbst die Kleider vom Leibe und weidete sich nun in viehischer Lust an dem Anblick der wehrlosen Geschöpfe, an welchen nun Schandthaten verübt wurden, die nicht zu nennen sind. — Die königlichen Vorratshäuser, in welchen der Honigwein aufbewahrt war, wurden von den Offizieren in Beschlag genommen, die sich daran gütlich thaten und nur schwer betrunken davon abliessen — und so wäre leider noch manches anzuführen. — Die Kunde von den am Tage nach dem höchsten Fest der Christenheit vollbrachten Scheusslichkeiten hat beim abyssinischen Volk einen für die Engländer höchst ungünstigen Eindruck hinterlassen; das hat nicht viel geholfen, dass die Festung dem Erdboden gleichgemacht worden, es werden für Menschenalter hindurch Hunderte von lebenden Zeugen der moralischen Niederlage von Magdala im Lande sein. Bis dahin hatten die abyssinischen Chroniken nur von Mohamedanern ver-

übten Unthaten berichtet; wie traurig ist es und beschämend zugleich, dass nun dasjenige Volk sich solcher Gräuelthaten schuldig gemacht hat, das sich doch am weitesten fortgeschritten glaubt und sich so gern mit seinen humanen Grundsätzen brüstet.

Ja, humane Grundsätze! Der indische Aufstand war schon längst niedergeworfen und doch dauerte das Hängen, Erschiessen und Zerblasen der eingefangenen, jetzt unschädlichen Rebellen fort; erst im Jahre 1862 fanden die letzten Hinrichtungen statt, und — man sollte es kaum für möglich halten — dies Wüten genügte daheim noch nicht; in Presse und Meetings gab es gar viele Stimmen, welche noch mehr Hinrichtungen forderten, Blut! und immer wieder Blut! schrieen. — Hatte doch der Herzog von Cambridge in einem Meeting zu Sheffield am 8. Oktober 1857 zu unersättlicher Rache aufgefordert, indem er sagte: „Ich hoffe, dass man keine unvorsichtige Grossmut üben wird ..... Indien ist durch das Schwert erobert worden und wir müssen es durch das Schwert behalten; nur muss man sich nicht irre machen lassen durch die heuchlerische und geschwätzige Philanthropie, welche dem Christentum schaden könnte (!!).“

Derjenige, welcher England nicht kennt, wird sich anfangs durch eine solche Sprache in seinen sittlichen und religiösen Gefühlen aufs tiefste verletzt fühlen und Mr. Morley beistimmen, wenn er im Märzheft der „Fortnightly Rewiew“ 1879 sagt:

„Sir Bartle Frere glaubt an Englands civilisatorische Mission. Auch ich glaube daran, aber nur unter der Bedingung, dass alle Grundsätze seiner Schule als infam

zurückgewiesen werden. Seine Depeschen sind gespickt mit erbaulichen Redensarten über unsere Pflichten als civilisirte und christliche Nation ..... Wenn ich solchen Phrasen begegne, so graut mir, sie sind immer Vorläufer eines Gemetzels." (*Sir B. Frere believes in the mission of England as a great civilising power. I believe in Englands civilising power too, but only on condition that every maxim which Sir B. Frere's school thinks capital, shall be finally condemned as infamous. His despatches abound in phrases of edification about our obligations as a civilized and Christian government ..... When I come across such phrases I shudder, they always precede a massacre!*)

Bald wird jedoch der Fremde einsehn, dass es im Jargon der englischen Presse, des Parlaments, der Meetings und der Kanzel stereotype Phrasen und Wörter gibt, die nicht mehr bedeuten als das Wort „halter" im Österreichischen, ein Flickwort das nichts sagt und ohne welches man sich dort doch nicht behelfen kann. Ebenso verhält es sich mit der Redensart: *honesty is the best policy*, das auf Indien passt wie die Faust aufs Auge, und: *Humanity*, *Civilization* und *Christianity*, die sich durch Hängen, Erschiessen und mit Kanonen Zerblasen, übersetzen lassen.

Die ganze europäische Presse sprach sich seinerzeit mit Abscheu über die Grausamkeit aus, mit welcher die Rebellion niedergeworfen und bestraft wurde; weniger bekannt war es jedoch, dass den Schlächtereien auch Konfiskationen folgten und zwar in so ausgedehntem Masse, wie sie in der Geschichte des letzten Jahrtausends nicht

vorgekommen sind (etwa in Irland ausgenommen). Wir haben schon erzählt wie im Jahre 1856 das Königreich Audh aus einfacher Ländergier konfiszirt wurde, was Lord Ellenborough selbst in einer Depesche vom 19. April 1858 offen gesteht. „Der König von Audh wie seine Vorfahren" heisst es dort, „blieben unwandelbar in Treue gegen uns; sie haben uns mehr als einmal in unseren Nöten beigestanden, sie sind frei von dem leisesten Verdacht einer Feindschaft gegen unsere Regierung. Nichtsdestoweniger haben wir den König abgesetzt und sein Reich eingezogen." — Dies schreiende Unrecht war eine der Hauptursachen des Aufstandes, welcher, wie Lord Ellenborough in derselben Depesche sagt: „nicht wie eine Rebellion, sondern wie ein rechtmässiger Krieg angesehn werde müsse." Lord Canning aber, der Generalgouverneur, that etwas, was bis dahin noch in keinem Lande der Welt vorgekommen war: nachdem er dem König sein Land konfiszirt hatte, konfiszirte er jetzt auch den sämmtlichen Grundbesitz aller Einwohner, mit alleiniger Ausnahme von sechs kleinen Feudalherrn. „Eine ganze Bevölkerung mit Ausnahme von sechs Familien ihres Grundbesitzes zu berauben, ist eine in der Geschichte unerhörte Thatsache", hiess es weiter in der oben erwähnten Depesche. — Sogar der General Outram, dem man gewiss nicht zu grosse Milde vorwerfen kann, protestirte gegen diese ungeheuerliche Massregel, welche notwendig alle Depossedirten zur Verzweiflung treiben und sie zu Vagabunden, Räubern und unversöhnlichen Todfeinden machen musste. Lord Cannig aber blieb dabei und liess

sich nur später mit grosser Mühe bewegen seinen entsetzlichen Straferlass zu mildern.

Die i. J. 1858 in London residirenden Inder folgten natürlich mit gespanntem Interesse den Parlamentsdebatten über die Aufhebung der Ostindischen Kompagnie, und da sie nicht nur Englisch verstanden, sondern auch die Engländer sehr gut kannten, so konnten sie den heimischen Blättern „*Friend of India*," „*Calcutta Review*" u. a. genauen Bericht abstatten über alle Vorgänge und alles was sie für ihr Land von den Veränderungen erwarten durften, die man in London vorbereitete. Alle kamen zu dem Schlusse: es ist nur eitel Geschwätz; wir sind bis jetzt von einer Frau regiert worden, von Lady Company, deren Stellvertreter Generalgouverneur hiess, und von nun an werden wir von einer anderen Frau regiert werden, die Königin heisst, und deren Stellvertreter den Titel Vizekönig führt.

Diese Vorhersagung hat sich leider als nur zu richtig erwiesen, die Schauspieler haben zwar andere Namen erhalten, das Schauspiel ist aber dasselbe geblieben; die sog. neue Ordnung der Dinge hat im Grunde nichts neues gebracht, und das alte Stück wird auch im alten Geiste fortgespielt. Für das Wohl der Eingeborenen ist nichts geschehen, und was der „*Friend of India*" i. J. 1856 schrieb: „Wir haben viele Fehler und Verbrechen begangen, wir haben vorsätzlich Unheil gestiftet und nur unabsichtlich Gutes gethan," ist heute noch so wahr wie vor zwanzig Jahren. Der Vorwurf des Herzogs von Argyll: „England hat für Indiens Wohl keinen Shilling geopfert," ist unbeachtet geblieben.

Nur der Mohnbau ist gefördert und ausserordentlich entwickelt worden; aber ganz abgesehn davon, dass das Opium ein Monopol der Regierung ist, dass das Volk also nichts von dem Gewinn hat, so wird jene Kultur auch, wie schon bemerkt, nur auf Kosten der notwendigsten Existenzmittel gepflegt und die Eingeborenen dadurch demoralisirt und zur Arbeit untauglich gemacht.

Der Steuerdruck ist unerträglich und bis zur Grausamkeit vervollkommnet, man lese darüber nur: *The Bankruptcy of India by H. M. Hyndman* im Oktoberheft des „*Nineteenth Century*“ 1878. „Die Eingeborenen behaupten, dass das Leben schwerer geworden ist, seitdem wir dort eingedrungen sind, und wir müssen ihnen leider nur zu sehr recht geben . . . . . Indien ist unter unserer Herrschaft entsetzlich verarmt und geht einer noch grösseren Verarmung rasch und unaufhaltsam entgegen.

Der ganze Ertrag Indiens beläuft sich auf höchstens dreihundert Millionen Pfund, so dass auf den Kopf der Bevölkerung nicht mehr als einunddreissig und einhalb Shillings kommt, was doch selbst für einen Hindu — das genügsamste Geschöpf der Welt, — nicht hinreicht um ihn vor Hunger zu schützen, um so weniger da er von dieser geringfügigen Summe noch sechszehn Prozent an Staats- und Kommunalsteuer bezahlen muss. Wie soll der Landmann mit einer so lächerlich kleinen Summe auskommen? Kostet doch der Regierung die Ernährung eines Gefangenen achtundzwanzig Rupien (56 Shillings) jährlich.“

Auch Mr. Pedder, ein hoher indischer Beamter und

gewiss kein Alarmist sagt: „Dem Volke geht es immer schlimmer und schlimmer.“ — Muss man nicht in näherer oder fernerer Zeit einem neuen Ausbruch der Verzweiflung entgegensehn, gefährlicher noch für die englische Herrschaft als der erste?“

Am allerschlimmsten jedoch zeigt sich die Verwaltung gerade in den Dingen, welche eine Lebensfrage für die indischen Unterthanen bilden.

Das Hauptnahrungsmittel derselben ist nämlich Reis, und zwar ist dieses so massgebend, dass nicht Tausende, sondern viele Millionen Hunger leiden, sobald die Ernte missrät. Diese wird aber durch die Menge von Feuchtigkeit bedingt, und sie ist unergiebig oder unzureichend wenn es einmal zu wenig regnet. Von altersher wandte jede einheimische Regierung ihre Aufmerksamkeit dem zu, dass in regenreichen Jahren das überflüssige Wasser in Reservoirs gesammelt, und dann in regenarmen durch Kanäle allenthalben verteilt ward, wo man daran Mangel litt. Die Anlegung von Kanälen und Reservoirs hatten die Braminen-Regierungen, sowie auch die Grossmoguls, mit dem grössten Eifer betrieben — England dagegen hat nicht nur „keinen Shilling für Indien ausgegeben,“ d. h. die vorhandenen, auf eine geringere Bevölkerung berechneten Kanäle, nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar eine Menge ganz verfallen lassen. Der grosse Ganges-Kanal den Lord Dalhousie baute, diente nur zu Handelszwecken und ist für die Versorgung des Reislandes mit Wasser ohne Wert. Es gehört daher zur Regel, dass die Bevölkerung von Zeit zu Zeit und zwar ziemlich oft von fürchterlicher Hungersnot zu leiden hat. — Als Sir Richard

Temple, der i. J. 1874 Gouverneur von Bengalen war, durch energische Mittel dieser Kalamität vorzubeugen suchte, wurde er im Parlament wegen seiner „unproduktiven Ausgaben" vielfach angegriffen. Die letzte Hungersnot, die in den Präsidentschaften Madras und Bombay wütete, hat alle früheren Kalamitäten dieser Art übertroffen, denn in wenigen Monaten ist in der Präsidentschaft Madras allein eine halbe Million Menschen Hungers gestorben. Dabei hat der Herzog von Buckingham in seiner Rede zu Madras am 9. August 1878 hervorgehoben, dass für alle diese Schrecknisse kein Ende abzusehen sei. — Diese periodischen Heimsuchungen müssen auch immer wiederkehren, wenn die Regierung nicht endlich einmal etwas Reelles für ihre dortigen Unterthanen ins Werk setzt, „*but we are aggravating every ill that flesh is heir to by the policy now in favour in Calcutta and in London*," sagt Hyndman in dem obenerwähnten Aufsatz.

Die Behandlung der Eingeborenen, die Justiz unter welcher sie litten, ist heute ebenfalls noch genau dieselbe wie unter dem früheren Regiment. Man erinnert sich der Berichte Layards, und der Geständnisse der „Times". Viele andere Blätter berichteten ähnliches. „Unwissende und hochnasige Buben tyrannisiren das Land und behandeln die Eingeborenen wie Sklaven und Hunde . . . . . Ein indischer Reisender schreibt, dass das, was ihm in England am meisten auffiel, die Höflichkeit war, mit welcher man ihm begegnete, was in Indien seitens eines Europäers gegenüber einem Eingeborenen ganz unerhört sei." — „Dass die Bedrückung in Indien in voller Blüte steht ist natürlich, wenn man an die Klasse von Leuten

denkt, die dahin geschickt werden um das Land zu regieren; rohe, insolente Bursche, welche nur darauf bedacht sind so angenehm wie möglich zu leben und ein grosses Vermögen nach Hause zurückzubringen.“ (*That oppression is rife in India may be inferred from the class of people who have been sent to govern them, raw boys, inflated with insolence and caring chiefly for self-indulgence and making a fortune to bring home.*)

Von der Behandlung der Eingeborenen durch ihre Herren haben wir schon einige Beispiele angeführt, denen wir jedoch noch zwei aus dem „*Jersey Independant*“ v. 14. November 1857 als besonders charakteristisch beifügen. Ein ehemaliger Offizier erzählt.

„Zwei Offiziere der Madras-Armee rühmten sich einst einen Hindu für ein kleines Vergehen gebunden und ihn mit der für die Soldaten gebräuchlichen Peitsche tüchtig durchgeprügelt zu haben. Als ich empört meinen Abscheu darüber ausdrückte, so sagten sie lachend, dass ihnen das grossen Spass gemacht habe. — Auch erinnere ich mich der Beschreibung, welche mir ein anderer Offizier von einer Boxpartie machte, die er mit einem Eingeborenen bestand, welcher ihn vorgeblich angegriffen hatte. Nach einigen Stössen warf er ihn zu Boden und sprang ihm dann mit aller Gewalt auf die Brust. Der Offizier war ein grosser und schwerer Mann, und der Hindu starb ein paar Tage nachher an den Folgen dieser Brutalität. Ich fragte den Offizier warum er so grausam gewesen war und er antwortete: weil er die Schwärzlinge nicht ausstehen könne. Die anderen Offiziere schienen daran gar keinen Anstoss zu nehmen; sie betrachteten den Vorfall

als etwas ganz gleichgiltiges. (*I heard two officers boast that they tied up a Hindoo for some slight offence and that each of them gave him a number of lashes with the cat used in flogging soldiers, and when I expressed my surprise and disgust at the recital, they exultingly declared that they did it wiht a right good will. — I recollect also hearing an officer describe a boxing-match in whcih he was engaged with a native. It was at night when returning from his regimental mess that he said he was attacked by the native; after a few blows the officer got his antagonist down and then jumped with all his force on his breast. The officer was a heavy powerful man and the native died from the effects in a day or two after. I asked the officer why he acted so cruelly and he replied that he hated blackey. This occurrence did not appear to offend the officers generally, they seemed to regard it as a matter of no consequence.*)

Dass diese Denk- und Handlungsweise noch heute unverändert fortbesteht, erhellt aus den Vorgängen, die erst jüngst bekannt geworden sind und einen strengen Erlass des Vizekönigs hervorgerufen haben. — Der Advokat Fuller zu Agra prügelte seinen Kutscher, der sich zum Kirchgange nicht rechtzeitig eingestellt hatte, so entsetzlich, dass dieser noch während des Gottesdienstes starb. Auf erfolgte Anzeige stellte der Richter (*Joint Magistrate*) Leeds fest, dass die Misshandlung Ursache des Todes war und verurteilte den Thäter zu einer Geldstrafe von drei Pfund und den gleichen Betrag an die Witwe des Erschlagenen. — Durch die Zeitungen auf-

merksam gemacht, nahm die indische Regierung Anlass, den obersten Gerichtshof zu einer Prüfung des Verfahrens aufzufordern, und dieser entschied in einer Plenarsitzung: „Wenn auch die Geldstrafe etwas niedriger gegriffen ist, als der oberste Gerichtshof unter solchen Umständen erkannt hätte, so finden wir doch keinen Anlass, das Urteil abzuändern oder den Richter zur Rechenschaft zu ziehen".

Dieser Auffassung trat nun der indische Rat mit einem in der Geschichte der englischen Verwaltung einzigen Erlass entgegen: „Der Vizekönig muss die Gewohnheit Eingeborene zu misshandeln, was sich Engländer weder hierzulande noch in der Heimat gegen europäische Diener erlauben würden, auf das schärfste verurteilen" etc. Nach eingehender Prüfung der Rechtsfrage in diesem besonderen Falle, wird dann dem erkennenden Richter wegen seines Urteils das höchste Missfallen ausgesprochen und seine Vorgesetzten beauftragt, seinen Namen von der Beförderungsliste bis auf weiteres zu streichen. Dieser, im Reichsanzeiger veröffentlichte Erlass, wurde in englischen Blättern vielfach als ein schreiender Eingriff in die Unabhängigkeit des Richterstandes bezeichnet (!).

Lord Lytton erliess auch zu derselben Zeit das Verbot, weder Mohamedaner noch Hindus ihrer Religion wegen zu bedrücken und befahl, dass endlich auch den Eingeborenen in ihren Klagen gegen Europäer Recht widerfahren solle, woraus also unwiderleglich hervorgeht, dass dies bis dahin nicht geschehen war. Wer möchte aber glauben, dass eine solch einge-

wurzelte Tschinovnikswirtschaft durch einen einfachen Erlass beseitigt worden wäre!

Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert schrieb Johannes von Müller: „Was würde die englische Nation sein, wenn mitten unter den Schätzen des geplünderten Hindostan und in der Verderbnis entflammter Habsucht der Geist ihrer Gesetze so mächtig bliebe, dass er Mässigung und Gerechtigkeit zu Grundpfeilern ihres Systems machen könnte", — und bis heute hat sich nichts geändert; der grelle Unterschied zwischen englischen Bürgern und britischen Unterthanen besteht noch immer, und nach den Gesetzen und Gebräuchen kommen die Wohlthaten der Verfassung nur den Nationalengländern zu Gute und allenfalls noch den Schotten; für die übrigen britischen Unterthanen gelten Abstufungen der Rechtsfähigkeit, die ausserordentlich zahlreich und bisweilen so gross sind, dass sie in Rechtlosigkeit ausarten, was auch eine der Ursachen des Aufstandes der Amerikaner war. Die englischen Historiker und Rechtsgelehrten haben es nie geleugnet, und jetzt gestehn sie es offen, dass unter allen Ländern des britischen Reichs, gerade das kostbare Indien am meisten von legaler Misswirtschaft, von gesetzlichem Satrapentum zu leiden habe.

Das ist nicht nur die Meinung solcher, die Indien aus der Ferne beurteilen; auch diejenigen sprechen sich so aus, die dort so hohe Posten bekleidet haben, dass sie das Land und seine Verhältnisse genau kennen zu lernen vermochten. Die vernichtendste Kritik übte der ehemalige Vizekönig Lawrence, der nach seiner Rückkehr aus Indien eine Denkschrift veröffentlichte, aus welcher

wir nur folgende Worte zitiren: „England will von Indien alle möglichen Vorteile haben und nicht das geringste dafür thun. Es macht natürlich einen ganz guten Eindruck, wenn man in Kalkutta und Bombay Bibliotheken und grossartige Unterrichtsanstalten sieht, welche angeblich für die Inder errichtet sind; sie existiren aber nur in den paar Hauptstädten und zwar als Augenverblendung für die Fremden. Wo man sonst in Indien auch reisen mag, erblickt man allenthalben völlige Vernachlässigung des Volkswohls."

Ähnliches findet man in der *Minute of Sir Charles Metcalfe in J. W. Kaye's: The administration of the East India Company* und in dem *Report of select comites of House of Commous, 1878*, sowie in vielen anderen englischen Schriften (der französischen über dieselbe Materie nicht zu gedenken) und dann wird man sich die Unsicherheit der dortigen Herrschaft erklären können, besonders wenn man sich erinnert, dass es noch im Jahre 1876 einer ausdrücklichen Verordnung der Königin bedurfte, die Eingebornen ihrer Religion wegen nicht zu bedrücken und ihnen auch endlich in ihren Klagen gegen Engländer Schutz und Recht zu gewähren.

Die ungeheuere Mehrzahl der Inder ist zwar streng in Kasten gesondert, die sich fremd, ja meistens sogar feindlich gegenüberstehn, so dass sie keine Nation ausmachen und von Einheit gar keinen Begriff haben doch könnte die Unbill, unter welcher sie alle gleich leiden, sie einst, wenn auch nur momentan, einigen. Noch mehr, neben den Hindus befinden sich dreissig bis vierzig Millionen

Mohamedaner, durch Religion von jenen getrennt, aber von gleichem Hasse gegen die fremden Unterdrücker, die Ungläubigen, durchglüht — und der Hass ist bisweilen auch ein Bindemittel. Diese hybride Allianz wird zweifellos ein entscheidendes Resultat für die englische Herrschaft in Indien haben, wenn man ihr nicht rechtzeitig vorbeugt und die Ursachen bestehen lässt, welche den ersten Aufstand hervorriefen.

Syud-Ahmed-Khan, Oberrichter zu Moradabad, schrieb im Jahre 1858: „Das Elend war so gross, dass man durch eine Empörung nichts mehr verlieren und nur gewinnen konnte". — *Avis au lecteur!*

Manche glauben, dass das Christentum allein im Stande sei, den alterschwachen stagnirenden Orient zu verjüngen und ihm neues Leben, neue Kraft einzuflössen. Wir teilen diese Ansicht nicht, wir glauben nicht, dass die oft nur zu bornirten, unwissenden und unfähigen Missionäre durch das schlechte Ableiern schlechter Übersetzungen der Evangelien bei den Hindus und Mohamedanern irgend einen wohlthätigen Einfluss auf Herz, Charakter und Vernunft auszuüben und sie dem Christentum zu gewinnen vermöchten. Lässt sich dort Einer taufen, so geschieht es in der Regel nur aus Interesse, und selbst dann nur zum Schein; der Überläufer wird bei der ersten Gelegenheit wieder zum Renegaten, die Missionäre haben das leere Nachsehn und begreifen dann

die französische Redensart: *le jeu ne vaut pas la chandelle.* Sie kommen um so schneller zu dieser Erkenntnis, je eher sie einsehen, dass sie selbst ja eigentlich nicht auf wahrhaft christlichem Boden stehn, sondern einander mit Hass und Neid bekämpfen um eine Pariahseele für Katholizismus, Anglikanismus oder Luthertum zu gewinnen. Wie sollten Hindus und Mohamedaner erkennen in welchem Lager sich denn eigentlich das Christentum befindet?

Aber wir sind überzeugt, dass allein die abendländische Kultur den Orient zu regeneriren vermag, indem sie dort durch Thaten und nicht nur durch hohle Phrasen die Prinzipien der Lehre Jesu verbreitet; indem sie durch Beispiel den Hindus und Mohamedanern lehrt, was christliche Moral und Gerechtigkeit ist.

Haben die Engländer das jemals gethan? — Nein, in Hindostan ebensowenig, wie anderswo; sie haben überall nur ihren egoistischen Interessen gefröhnt, sie haben ihre Civilisation nur zur Ausbeutung anderer Völker benutzt, deren Recht, Sitte und Religion verachtet; sie haben ihnen Gerechtigkeit verweigert und mit brutalem Insulanerhochmut auf ihre Macht, auf ihre Kraft gepocht. Sie wissen auch ganz genau, dass ihre Herrschaft in Indien einzig und allein durch die Verhältnisse bedroht wird, die sie selbst geschaffen, nicht durch einen äusseren Feind. Und wenn sie so thun, als ob das ganze indobritische Reich in seinen Grundvesten erschüttert wäre, sobald sich nur in Zentralasien ein Dutzend Kosaken in den Sattel werfen, so ist es doch nur ein Pseudoschrecken, der ihre Furcht vor dem heimischen Feinde verbirgt.

Ist es überhaupt möglich, dass Russland jemals den britischen Besitz Indiens ernstlich gefährde? — Durch ungeheuere Entfernungen, durch unermessliche, wasserlose, bald vom Sonnenbrand durchglühte, bald von entsetzlichen Schneestürmen heimgesuchte Wüsteneien und durch unwirtbare Gebirge von Hindostan getrennt, von zahllosen räuberischen Nomadenheerden umschwärmt und gezwungen stets auf der Hut zu sein, wie sollte sich ein russisches Heer dahin in Bewegung setzen und viele hundert Meilen von seiner Operationsbasis entfernt, mit Nahrungsmitteln, ja sogar mit Wasser versorgt werden? Und wie gross müsste dies Heer sein, um die ganze unabsehbare Etappenstrasse zu schützen und sicher zu stellen, und endlich, nach Überwindung aller Schwierigheiten welche die Natur ihm entgegengestellt, kampffähig vor den Thoren Indiens zu erscheinen, wo England zu Hause ist und ein relativ weitläufiges Eisenbahnnetz zu seiner Verfügung hat. — Und wenn die Russen auch alle diese Schwierigkeiten nicht scheuten, sondern sie zu besiegen im Stande wären, so bliebe doch immer noch eine, die sie von dem tollen Unternehmen abhalten müsste, eine Schwierigkeit, gegen welche sie mit allem Heldenmuth doch nichts auszurichten vermöchten — der Geldpunkt! Den Kampf zwischen einem Papierrubel und einem Sack voll Sovereigns werden sie gewiss nicht heraufbeschwören.

Nein, man weiss am Hugly recht gut, dass man nichts zu fürchten hat wenn es sich am Amu-Daria regt, man weiss, dass man von keiner äusseren Gefahr bedroht, dass diese aber im Innern latent ist, und wenn man dort

in den goldenen Palästen zittert, so ist es nur, weil man dem Volke nicht giebt, was des Volkes ist. Man kann Ordnung und Sicherheit nicht einzig und allein auf Bayonette gründen, *on s'appuie sur des bayonettes, mais on ne peut pas s'y asseoir.* Die Sicherheit und Ordnung hängen nicht allein von einigen strategischen Eisenbahnen ab, von der Kontrole, welcher die einheimischen Fürsten unterworfen sind; sie beruht auf Gerechtigkeit, auf strenger und unparteiischer Beobachtung der Gesetze. Nicht die bewaffnete Macht allein vermag das indo-britische Reich vor den unheimlichen Mächten zu schützen, die es in seinen Grundvesten unterwühlen und in seiner Existenz bedrohen. Die Missstände müssen entfernt, die Administration gesäubert, die strickte Ausführung der Gesetze unnachsichtlich und mit drakonischer Strenge beaufsichtigt und erzwungen werden; die besten des Volkes, gleichviel ob Hindu oder Mohamedaner müssen berufen werden an den öffentlichen Angelegenheiten Teil zu nehmen; mit einem Worte: die Regierung muss den berechtigten Wünschen, Bedürfnissen und Forderungen des Volkes Rechnung tragen; dann und nur dann allein kann sie ohne Russenfurcht ruhig der Zukunft entgegensehn — nicht von Aussen droht die Gefahr, sondern von Innen.

Kriegführung.

Jeder Staat, selbst der mächtigste, wird an Ehre vor Gott und Menschen gewinnen, wenn er sich treu und aufrichtig bewährt in der Achtung und Beobachtung des Völkerrechts.

(Bluntschli.)

Indien beweist wie erbarmungslos die zu Hause so grossmütigen und menschenfreundlichen Engländer sind, wenn es gilt einen Aufstand niederzuwerfen und ihn zu bestrafen. Vielleicht liesse sich das durch die Grösse der Gefahr erklären — standen sie doch damals auf dem Punkte ihre grösste und wertvollste Besitzung, die Quelle unerschöpflichen Reichtums, zu verlieren und glaubten durch dauerndes Entsetzen einer ähnlichen Gefahr vorbeugen zu müssen.

Aber ebenso erbarmungslos und verschwenderisch mit Menschenleben sind sie, wenn es gilt einer auch nur drohenden Gefahr entgegenzutreten, und sogar einer nur möglichen Auflehnung wird von ihnen stets mit so rücksichtsloser Unmenschlichkeit vorgebeugt, als ob schon Rache geübt werden müsse für die Furcht, die sie einen Augenblick empfunden.

Sir James Brooks, Radscha von Sarawak, hörte einst, dass die Chinesen, deren er einige hundert zum Ein- und Ausladen der Schiffe und zu Hafenarbeiten beschäftigte, eine Revolte beabsichtigten, flugs sandte er ihnen ein paar Kartätschenschüsse zu; siebenundachtzig wurden getötet, eine noch viel grössere Anzahl schwer verwundet, und am

folgenden Tage stellte es sich heraus, dass die beabsichtigte Revolte nur ein blinder Lärm gewesen war. — James Brooks war jedoch nur ein Privatmann, die englische Regierung war nicht verantwortlich für sein Gebahren, und wenn sich der Gentleman das Vergnügen machte, so und so viel Chinesen, welche in seinen Augen doch nur Halbmenschen waren, totzuschiessen, weil es ihm seine Mittel erlaubten, so hatte er es einzig und allein mit seinem Gewissen abzumachen.

Anders verhält es sich aber mit Mr. Eyre, Gouveneur von Jamaika, welcher eine ganze Menge Neger hängen und auf andere Weise töten liess, nachdem sie vorher ausgepeitscht worden waren, einige sogar mit Klaviersaiten (wie man, jedoch unverbürgt, erzählt); er wurde deshalb abberufen und in England vor Gericht gestellt, aber natürlich freigesprochen — man konnte doch wegen einiger Schwarzen nicht einen Engländer verurteilen.

Wir möchten hier doch fragen ob irgend ein anderes europäisches Volk jemals mit ähnlichen Mitteln einem drohenden Aufstande entgegengetreten oder einen Aufruhr mit einem solchen Luxus von Grausamkeit bestraft hätte? — Haben die Russen in den Jahren 1831 und 1864 den Aufstand der Polen nur auf ähnliche Weise geahndet? — Ja, die Polen sind auch keine Barbaren, sondern Europäer, wird man sagen; in Europa darf man nicht dieselben Mittel gebrauchen wie in Asien.

Das mag doch nur bis zu einem gewissen Grade richtig sein, denn, müssen auch uncivilisirte Völker anders behandelt werden als Europäer, so darf man doch nie die Gebote der Menschlichkeit mit Füssen treten,

gleichviel ob man mit Heiden, Mohamedanern oder Christen zu thun hat.

Wie oft haben sich die arabischen Stämme gegen die Franzosen und die wilden Kaukasier gegen die Russen empört, und doch ist es noch niemand eingefallen die Franzosen oder Russen solcher entsetzlichen Barbareien anzuklagen wie diejenigen, welche die Engländer, nach ihren eigenen Geständnissen, begangen haben, sowohl während wie nach der Niederwerfung eines Aufstandes. Auch ist weder Abd-el-Kadr noch Schamyl zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurteilt worden, wie der fast hundertjährige Grossmogul in Indien.

Noch mehr, es ist falsch, dass die Engländer in Europa eine andere Kriegführung befolgen, als in Asien oder Afrika. Liest man doch in Clarendons *History of the civil war in Ireland:* „Das Parlament verbot den Irländern Pardon zu geben; man erschoss sie zu Hunderten, man band sie paarweise an einander und ersäufte sie.“ — Carrier's Noyaden sind also nicht seine eigene Erfindung, er hat sie nur durch Hinzufügung von Schamlosigkeit verballhornt, indem er seine Gefangenen nackt ersäufen liess.

Um den Aufstand zu bestrafen wurde halb Irland konfiszirt und an Engländer und Schotten zum Teil verschenkt zum Teil verkauft, so dass die früheren Besitzer als Vagabunden und Bettler in die Wälder und Moräste flüchten mussten, wo sie zu Tausenden umkamen. Überdies wurden, um jede Regung des katholischen und nationalen Geistes niederzuhalten, barbarische Strafgesetze gegen den Katholizismus, die sogenannten *Penal Laws*

eingeführt. Nach diesen mussten die höheren kirchlichen Würdenträger die Insel verlassen, niedere Priester durften sich nicht aus ihren Grafschaften entfernen, der katholische Unterricht war, gleich den öffentlichen Zeichen des Kultus, verboten. Die Katholiken waren infolge des Supremateides, der den König als kirchliches Oberhaupt bezeichnet, von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Sie durften kein Grundeigentum erwerben, nicht frei testiren u. s. w. Eine besondere Verfügung gebot ihnen sogar nur Pferde im Werte von fünf Pfund Sterling zu reiten, im Übertretungsfalle hatte jeder Protestant das Recht dem Eigentümer das Pferd für diese Summe abzunehmen. Später wurden zwar einige dieser barbarischen und halbwahnsinnigen Verordnungen modifizirt, und i. J. 1793 auch die Strafe abgeschafft, welche die Katholiken traf, wenn sie am Sonntage nicht die protestantische Kirche besuchten, aber ihre durch ein Parlament repräsentirte Autonomie wurde ihnen genommen, sie blieben, wie die Juden, der Staatsbürgerrechte beraubt, und es bedurfte noch vieljähriger Kämpfe bis sie endlich i. J. 1829 ihre Emanzipation erlangten. Doch auch dann nur mit einigen Beschränkungen; z. B. kann kein Katholik Vormund des Königs oder Regent, Grosskanzler, Lord- Siegelbewahrer oder Vizekönig von Irland sein. (In Russland sind die Katholiken ebensowenig wie die Protestanten jemals von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen gewesen, auch von den höchsten nicht.)

Mit derselben barbarischen Strenge wurde auch der Aufstand der Schotten unter dem Prätendenten bestraft. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf, und er hätte

zweifellos das Schicksal des Herzogs von Monmouth gehabt, wenn er verraten worden wäre; seine Anhänger wurden gehetzt wie wilde Tiere, mit Bluthunden — genau so wie heute noch in Neu-Seeland — und ohne weiteres Kriegsgericht niedergemacht, gehenkt oder erschossen sobald sie ergriffen wurden.

Während einer Empörung oder eines Bürgerkriegs sind die Leidenschaften immer aufs äusserste entflammt, überall kommen Grausamkeiten vor, aber sie werden nicht von der Regierung und ihren Organen anbefohlen und gewissenhaft ausgeführt wie es britische Gepflogenheit ist. Sie sind, auch in den internationalen Kriegen der Engländer, nicht seltene Ausnahmen wie bei anderen civilisirten Völkern, sondern bilden die Regel, weil die Engländer politische Feinde wie persönliche behandeln, denen sie keinerlei Rücksicht, keine Menschlichkeit schuldig zu sein glauben. Haben sie doch zu Anfange dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsgefangenen in ihre verpesteten Pontons eingepfercht, wodurch diese denselben Ruf erhielten wie seiner Zeit die „schwarze Höhle" in Calcutta.

Und als Napoleon *l'hospitalité britannique* anrief — er hätte sich ja den Preussen oder Russen ergeben können — boten sie ihm ihre Gastfreundschaft in St. Helena und bestellten den infamsten ihrer Baschibozuks als Gefangenwärter, der ihn nicht wie einen unglücklichen Soldaten behandelte, wie einen enthronten Monarchen, sondern wie einen eingefangenen Räuberhauptmann. Auf Befehl der Regierung wurde ihm sogar der Kaisertitel versagt, unter dem nichtigen Vorwande, dass England ihn nie als Kaiser

anerkannt hatte; eine unwürdige Lüge, denn die britische Regierung hatte ja, wie alle anderen, seine Thronentsagung unbeanstandet angenommen. Aus einfacher Selbstachtung würde Russland oder Preussen ihn ohne Zweifel mit gebührender Würde behandelt haben, und doch hatten diese Mächte weit mehr noch als alle anderen sich über ihn zu beklagen, — nicht England, das ihn einzig und allein bekriegte weil die Tories das Schicksal des französischen Adels fürchteten. Jetzt glaubt doch wahrlich kein vernünftiger Mensch mehr an die abgeschmackte Fabel, dass Grossbritannien nur aus ganz absonderlicher Liebe für die Völker des Kontinents oder für das Prinzip der Legitimität Ströme von Gold vergossen hat.

Louis Napoleon hat den Krieg mit Preussen auf eine Weise herbeigezerrt, die an Wahnsinn grenzte, doch wurde er von König Wilhelm nicht als ein Wahnsinniger eingesperrt und behandelt, nachdem er gezwungen war sich zu ergeben. — Man vergleiche nur St. Helena mit Wilhelmshöhe.

Die Geschichte ist ein Beleg dafür, dass die englischen Begriffe von Völkerrecht denjenigen Montesquieu's ganz entgegengesetzt sind, welcher sagt: *Dans la paix se faire le plus de bien et dans la guerre se faire se moins de mal possible, voilà le droit des gens.* — Es heisst doch wahrlich nicht im Frieden leben und *se faire le plus de bien possible*, wenn man die Völker zum Treubruch, zur Empörung aufstachelt und sie, bald offen, bald heimlich gegen ihre Regierungen unterstützt. Ebensowenig entspricht es dem Prinzipe des französischen Philosophen, wenn die englische Kriegführung in Europa

wie in Asien heute noch dieselbe ist, wie zur Normannenzeit und als Regel aufstellt: *se faire le plus de mal possible, même sans nécessité aucune et sans aucun profit.* Das thaten aber die Engländer während des Krimkriegs, den jüngsten, den sie in Europa geführt.

Wozu nützte es denn, offene Städte wie Taganrog und sogar kleine Nester wie Mariupol u. a. zu bombardiren, die eigentlich keinen Schuss wert waren, da sich dort kein einziger Soldat, ja nicht einmal eine Flinte befand? Wozu nützte es Kirchen und Villen einzuäschern, vereinzelte Bauernhäuser und kleine Dörfer niederzubrennen und die Getreidevorräte zu zerstören, die den ganzen Besitz der Landleute ausmachten? — Der feindlichen Regierung wurde dadurch nicht der geringste Schaden zugefügt, sondern nur einzig und allein harmlosen Bürgern, und mit diesen war ja Grossbritannien nicht im Kriege; gerade diese hatten erst wenige Jahre vorher England Brot gegeben, als dort in Folge allgemeiner Missernte grosser Mangel herrschte.

Das ganze Litoral des schwarzen und Asowschen Meeres, wo einst Türken und Tataren gehaust hatten und das von den Russen in Stätten des Fleisses und der Betriebsamkeit umgewandelt worden, bot ein entsetzliches Bild der Verwüstung dar; vandalische Zerstörungswut rächte sich an Wehrlosen für die Misserfolge, welche man bei Sebastopol davongetragen hatte. Sollte es aber nur Zweck gewesen sein, Entsetzen unter Bauern und Fischern zu verbreiten, so wurde das vollkommen erreicht, denn bis heute ist dort noch Morskoi Razboinik (Seeräuber) mit Anglitschanin (Engländer) gleichbedeutend.

Es muss anerkannt werden, dass die „*Times*“ diese Thatsachen nicht verschwiegen hat, sie brandmarkte sie im Gegenteil in den stärksten Ausdrücken und sagte u. a. dass die Türken und Tataren unter den Augen der Engländer, ja teilweise unter Beihilfe derselben, die grössten Schandthaten verübt; sie hätten sich Exzessen überlassen die eine europäische Feder nicht näher bezeichnen dürfe.

Zur Ehre der Franzosen sei es gesagt, dass sie sich mit solch barbarischer, unserer Zeit unwürdiger Kriegführung nicht befleckt haben. Ob es aus Klugheit und Soldatenehre geschah, oder nur aus schlauer Berechnung, um auf ihre Alliirten allein die ganze Schmach solcher Infamien zu werfen, gleichviel, die Franzosen hielten sich fern von diesen Schandthaten und schlugen sich nur als brave Soldaten; sie waren nicht mehr die Mordbrenner Melac's, indessen ihre Verbündeten immer noch dieselbe Kriegführung befolgten wie in Spanien bei Badajoz und Ciudad Rodrigo, in Amerika von dem Unabhängigkeitskriege an bis zur Schlacht von New-Orleans.

Auch mit der Parlamentärflagge trieben sie einen Unfug wie nie ein anderes civilisirtes Volk.

Die „Retribution“ kam nach Sebastopol, *soi-disant* um dem russischen Obergeneral Depeschen zu überbringen, und unter dem Schutze der Parlamentärflagge photographirten die Offiziere die Befestigungswerke — eine Heldenthat, deren sich die Presse noch rühmte. — Der englische Admiral war mit dem in Odessa kommandirenden General Osten-Sacken befreundet, und als ein Schiff gekapert wurde, auf welchem sich ein Wagen befand, der diesem gehörte, that er, als ob er sich an Privatgut nicht

vergreifen wollte, liess den Wagen auf ein Boot setzen und ihn nach Kertsch bringen. Aber dieses ritterliche Betragen, das so grell gegen die Raublust abstach, die allenthalben unverhohlen zu Tage trat, war nur eine Finte; die durch nichts zu entschuldigende Vertrauensseligkeit der Russen gestattete dem Boote sich zu nähern, und — unter dem Schutze der Parlamentärflagge sondirte die Mannschaft desselben das Fahrwasser! — Schon am folgenden Tage konnte sich die Flotte der Festung nähern und die kleine Besatzung musste sich zurückziehen, die Stadt dem Feinde überlassend, der, ohne einen Schuss zu thun, einzog. Was nun geschah war entsetzlich und unerhört nach der Besitzergreifung einer Stadt ohne Kampf. Wir lassen darüber den Timeskorrespondenten berichten, der einige Tage nach der Einnahme von Kertsch seinem Blatte schrieb:

„Die Plünderung dauert noch immer fort; die Einwohner sind entflohen, und selbst die Tataren sind in Schrecken gesetzt. Zwei oder drei Tage lang war das Ufer mit Weibern und Kindern bedeckt, die sich dorthin geflüchtet hatten und unter den sengenden Strahlen der Sonne zusammen gedrängt standen; sie waren dem Verhungern nahe; Mütter hatten ihre Kinder, Kinder ihre Mütter verloren, sie waren in der herrschenden Verwirrung getrennt worden. Unsere Versuche dem Gräuel Einhalt zu thun sind von der schwächsten und verächtlichsten Art. Wenn man einen Matrosen findet, der irgend ein Beutestück, Gemälde, Bücher, Hausgerät, fortschleppt, so nimmt man es ihm weg und wirft es ins Meer. Die Folge davon ist, dass die Leute, wenn sie in der Stadt

umherschweifen, wo niemand sie überwacht, alles in Trümmer schlagen, was ihnen in die Hände fällt. Die Türken lassen wir ungestört, und das Verfahren gegen unsere eigenen Leute ist nur lächerlich und führt zu nichts. In einer der letzten Nächte hiess es, dass die Kosaken kämen, und dies gab dem Werke der Zerstörung neuen Antrieb. In Wahrheit giebt es keinen Kosaken näher als zehn Meilen, man beschloss aber ihnen jede Möglichkeit zu entziehen sich Proviant zu verschaffen und verbrannte alles Getreide, das man fand. Unter dem Vorwande die Zerstörung sei durch die Notwendigkeit geboten, erhielt das Plündern auf eigne Rechnung freie Hand, und der Anblick, den die Stadt darbietet, kann nur mit jenem von Palmyra oder andern Stätten der Verwüstung verglichen werden. Längs des Kais ist eine lange Reihe von Mauern, die einst die Vorderseite von Kaufläden, Magazinen, Wohnhäusern und Palästen bildeten. Sie sind jetzt Ruinen und auf der ganzen langen Strecke am Meeresufer ist auch nicht ein Gebäude unberührt blieben. Ja doch, eins — das Palais des Fürsten Woronzoff; die Spuren mutwilliger Zerstörung und Gewaltthat sind aber zu häufig und zu bedeutend, als dass wir bei dem Anblick dieses einzigen unversehrt gebliebenen Palastes lange verweilen dürften. Die Flammen haben keinen Unterschied gemacht. Wurde ein Regierungsgebäude oder die Wohnung eines Beamten in Brand gesteckt, so verbreitete er sich wie es eben dem Winde beliebte. Hie und da steht eine vereinzelte Ruine mit schwarzen Mauern und rauchendem Gebälk in einer Strasse, deren Häuser das Feuer zwar geschont hat, die aber so

gänzlich verwüstet und zerstört sind, als ob sie dasselbe Schicksal getroffen hätte. Die Mauern und das Dach stehen zwar noch, aber alles übrige, was zu einem Hause gehört, ist verschwunden; die Thüren sind in Trümmer geschlagen, die Laden zerbrochen und alles Gerät, vom Keller bis zum Dachstuhl in Stücke geschlagen. Man kann ganze Strassen durchwandern und sieht überall das gleiche einförmige Schauspiel von Verwüstung. Der Marktplatz, welcher mit Kaufläden umgeben war, von denen einige bei unserer Ankunft geöffnet blieben, ist geplündert worden, und der Boden ist zollhoch mit Bruchstücken jener tausenderlei Artikel bedeckt, mit denen der Krämer handelt. In den Gossen fliesst Wein und in den Kaffeehäusern und Schenken, wo die Plünderer sich früher allem Anscheine nach sehr gütlich gethan, ist nun alles in Atome zerschlagen. Ein geräumiger Bogengang mit Kaufläden, ähnlich solchen zweiten Rangs in Turin, ist von oben bis unten ausgeraubt. Hie und da hatten die Leute französische oder sardinische Fahnen ausgehängt, um ihre Häuser zu schützen — alles umsonst. Selbst die dürftigsten Häuschen entgingen nicht dem allgemeinen Loose und scheinen aus blosser Lust an Zerstörung und Gewaltthat überfallen worden zu sein, da sie keine Aussicht auf irgend eine Beute darboten. Das Schweigen und die Oede, welche jetzt da herrschen, wo noch vor wenigen Tagen eine geschäftige Volksmenge sich drängte, ist ungemein peinlich und betrübend."

So grauenhaft dieses Bild auch sein mag, welches die „*Times*" entwirft, so ist es doch gerade der eine Pa-

last, der allein unverletzt geblieben ist, welcher den Vandalismus in seiner ganzen Abscheulichkeit hervortreten lässt, denn er beweist, dass nicht allein Absicht dem Zerstörungswerke zu Grunde lag, sondern dass es auch mit Methode ausgeführt wurde — der Palast gehörte dem Fürsten Woronzoff, der mit den Herberts verwandt ist; seine Mutter war eine Pembroke, der Fürst hatte also englisches Blut in den Adern, und nur deshalb allein ist gerade sein Haus verschont worden.

Um das Nachtstück zu vollenden, fügen wir hier noch einige Worte aus der Allgemeinen Zeitung vom 4. Juli 1855 bei, die ihr eigene ästhetische Sprache lassen wir unverändert.

„Hier einige verbürgte Details über die vandalische Zerstörung von Kertsch und die dort verübten Gräuel, an denen sich übrigens — zur Ehre der Franzosen sei es gesagt — nur die Engländer und Türken als würdige Waffenbrüder beteiligt haben. Während die Franzosen, die vom ersten Tage der Besetzung von Kertsch durch die Verbündeten alles, was ihnen geliefert wurde, baar bezahlten, auch für die Sicherheit der Bewohner nach Möglichkeit Sorge trugen, begingen die Engländer, gleichsam zum Hohne des edleren Benehmens der Franzosen, die empörendsten Frevel gegen Personen und Eigentum im Innern der Stadt. Mittlerweile hausten die Türken einer wilden Horde gleich in der Umgebung, plünderten die Landhäuser, misshandelten die Bewohner aufs roheste, missbrauchten die Knaben und Frauen. Man sah englische Seeleute und Matrosen Pianofortes und Möbel aller Art fortschleppen; Waarenniederlagen plündern (unter

anderen jene der Kaufleute Yevleff und Tomasini) und selbst Kirchen nicht schonen, aus denen sogar Offiziere, die brennende Cigarre im Munde, Heiligenbilder und kostbare Gerätschaften forttrugen. Die englischen Matrosen, fast alle betrunken, vielmehr besoffen, schändeten Weiber und Mädchen, und wehe dem armen Familienvater, der sich seiner Angehörigen annehmen wollte! Mehrere Frauen wurden von ihnen aufs Schiff geschleppt und das Haus des Gouverneurs zum Bordell umgeschaffen. Eine Amme mit dem Säugling an der Brust wurde von den Matrosen entführt; die Mutter ward vor Schreck und Schmerz wahnsinnig. Die Türken, welche in geringer Zahl die Stadt besuchten, entschädigten sich, wie gesagt, reichlich durch die rohesten Exzesse in der Umgebung, wo sie (ebenso wie in Jenikale) in Verbindung mit Tataren in wahrhaft kannibalischer Weise wüteten. Einem Mädchen, welches seine Eltern vor den Augen töten sah, weil diese die Unschuld ihres Kindes schützen wollten, gelang es den Klauen dieser Unholde zu entspringen. Die Gattin des griechischen Geistlichen, die Töchter des Kaufmanns Beliajeff, die Schwestern des Schullehrers Koltschan und mehrere andere wurden Opfer ihrer Brutalität. Nebstdem wurden auch manche Mordthaten verübt. Hier haben Sie einen kleinen Beitrag für das beliebte Schlagwort: „Der Krieg gegen Russland ist ein Krieg der Civilisation gegen die Barbarei — denn so führen die civilisirten Verbündeten Krieg."

Wie im schwarzen und Asovschen Meere, so ging es auch in der Ostsee her, auch hier liessen die Briten ihre Wut an kleinen offenen Städtchen wie Nystadt u. a.

aus, weil sie nichts gegen Sweaborg und Kronstadt auszurichten vermochten; auch hier wurde alles verwüstet was sich erreichen liess, arme Dörfer ganz zwecklos zerstört und die Vorräte von Holz und Theer niedergebrannt, lauter Privateigentum, die Haupt-Ausfuhrartikel der Finnländer. — Die Fischer, die sich ins Meer hinauswagten, wurden aufgegriffen, ihrer paar Kopeken beraubt — obgleich die englischen Matrosen gewiss viel reicher waren als diese armen Teufel — und ihre Boote versenkt. Endlich sollten sie gar dazu dienen, ein Stücklein auszuführen, wie es später in Kertsch gelang. Ein grosses Boot des „Kossak" wurde mit Bewaffneten bemannt, auch eine Kanone wurde mitgenommen; in Hangö-Udd stiegen sie aus, drangen ins Land ein um Telegraphenlinien oder Gebäude zu zerstören; die Russen waren aber diesmal wachsam, sie umringten die Eindringlinge und nahmen sie nach kurzer Gegenwehr gefangen. Gewaltiges Geschrei! sie wären unter Parlamentärflagge gekommen um gefangene Fischer an das Land zu setzen! hiess es. Aber hatten sie auch nur eine der Vorschriften beobachtet, die in solchen Fällen gebräuchlich sind?

Wenn ein feindliches Schiff einen Parlamentär ans Land setzen will, so muss es stets im Angesicht einer Befestigung, eines Lagers etc. geschehen, auch darf der Parlamentär nicht ohne Erlaubnis landen, er muss sich gewissen allgemein bekannten Gebräuchen und Regeln unterwerfen, deren Nichtbeachtung ihn sogleich aller Vergünstigungen der Parlamentärflagge verlustig macht. Seine Mission ist mündlich oder schriftlich nur an den Chef des feindlichen Postens etc. gerichtet, und nur mit diesem

darf er verkehren. Würde diese Vorschrift nicht streng beobachtet, so könnte ja jedes mit Sondiren beauftragte Boot nur eine Parlamentärflagge aufhissen, um während seiner Arbeit ungestört zu sein; Haufen von Matrosen oder Soldaten könnten landen, Rekognoszirungen anstellen, spioniren, sich mit den Einwohnern in Verbindung setzen und falls man sie dabei ertappte, sich durch eine Parlamentärflagge schützen. — Ist bei Hangö-Udd ein Fort, eine Batterie oder sonst irgend etwas der feindlichen Flotte als befestigter oder von den Russen besetzter Punkt bekannt gewesen? Nein. — Selbst angenommen die Schaluppe des „Kossak" sei in der That unter Parlamentärflagge gewesen, hatte sie, nach Kriegsgebrauch, auf Kanonenschussweite vom Lande angelegt und auf das Signal gewartet, das ihr das Landen gestattete? — Nur unter dieser Bedingung allein war sie vor jedem Angriff sicher. Das Boot landete aber an einem Punkte, wo es keine Soldaten vermutete, die Mannschaft ging in feindlicher Absicht ans Land, wurde überrascht und natürlich feindlich behandelt. Der philanthropische Vorwand: sie wollten nur einige gefangene Fischer ans Land setzen, war zu abgeschmackt, als dass ein vernünftiger Mensch daran glauben könnte. Wenn das wirklich ihre Absicht gewesen wäre, so hätten sie sich die Mühe ersparen können; sie brauchten ja nur ein einziges der Boote, die sie den armen Leuten abgenommen, zu ihrer Disposition zu stellen, und diese wären schon allein zurückgekehrt, einer Escorte von Bewaffneten bedurfte es wahrlich nicht dazu. Wenn sie Gefangene freigeben wollten, so mussten sie sie einem russischen Militärposten

überliefern und nicht heimlich auf die Küste werfen, wie man es mit Spionen macht.

Das alles ist klar und war niemand in England unbekannt, aber was vermochten Vernunftgründe im Augenblick leidenschaftlicher Erregung, die durch den Ärger hervorgerufen war, einen Plan misslingen zu sehen, den man im Vertrauen auf die Nachlässigkeit der Russen entworfen hatte. Der hochgelahrte Lord Brougham ging sogar so weit auszurufen: Das ganze Volk schreie nach Blut!

Da erschien der russische Rapport, er lautete ganz verschieden vom englischen, er enthielt Details, die man nicht zurückzuweisen vermochte, und die Presse mahnte zur Ruhe und Mässigung. Selbst der „*Morning Chronicle*", der doch gewiss nicht im Verdachte besonderer Russenfreundlichkeit stand, schrieb am 26. Juni 1855: „Man muss gestehen, dass die Russen im Laufe des ganzen Krieges sich von ihrer gewohnten Lügenhaftigkeit, ja sogar von Beschönigung der ihnen ungünstigen Thatsachen, ferngehalten haben; warum sollte man denn gerade in dieser unbedeutenden Affaire ihr Zeugnis ohne Untersuchung verwerfen? — Die uns zugegangenen Berichte enthalten doch der Unwahrscheinlichkeiten gar zu viele; so gestehen sie zwar, dass das Boot, obgleich einzig und allein nur dazu bestimmt, die Gefangenen zu landen, bewaffnet gewesen sei, aber die Mannschaft soll ihre ungeladenen Flinten im Boote zurückgelassen haben. Im Kriege ungeladene Gewehre, das ist doch kaum glaublich! Und wozu hatte man sie denn mitgenommen, wenn man sie im Boote zurückliess? — Der Kapitän des „Kossak",

der nach seinem eigenen Geständnis die Parlamentärflagge nicht aufgezogen hatte, und dem Ufer ganz nahe war, hatte keinen Schuss gehört, auch nichts vom Getümmel, das doch einen Überfall notwendig begleitet. Die Russen sollen plötzlich hervorgebrochen sein, zwei bis dreihundert Mann stark, von einem Fähnrich kommandirt und unsere Mannschaft, unter welcher sich auch drei Offiziere befanden, mit dem Rufe: „Wir wollen Euch zeigen, wie Russen sich verteidigen!“ niedergemetzelt haben. Nur ein einziger Negerjunge (*niggerboy*) konnte sich ins Boot retten und ist mit diesem entkommen, um die Schreckensnachricht dem „Kossak“ zu überbringen. Aber wenn die Russen plötzlich hervorgebrochen sind, so beweist doch das allein schon, dass unsere Leute ins Land eingedrungen waren, tiefer als nach Kriegsgebrauch unter Parlamentärflagge gestattet ist. Auch kommandirt ein Fähnrich nicht mehrere hundert Mann, und was er unseren Leuten zugerufen haben soll, war wahrscheinlich Russisch, das der Negerjunge gewiss nicht verstand. Warum nennt man nicht die Namen der drei getöteten Offiziere und wozu sind sie überhaupt dagewesen? — Es wäre wohl besser, wir machten nicht so viel Aufhebens über diese unbedeutende Affaire, gewiss nur eine von den kleinen Strategemen, die in jedem Kriege vorkommen, über deren Gelingen man sich freut, über dessen Misslingen aber man besser schweigt, statt den Blutdurst unserer Soldaten und Matrosen, sowie die Rachegelüste des Landes noch mehr zu entflammen. Nehmen wir es den Russen doch nicht zu übel, wenn sie gegen unsere Parlamentärflagge misstrauisch sind, sie haben ja die Erfahrung ge-

macht, wie die „Retribution“ im Hafen von Sebastopol die dortigen Behörden täuschte und wie durch eine ähnliche Kriegslist Sondirungen vor Kertsch vorgenommen wurden. Die geschwärzten Ruinen von Brahestad, Uleaborg und Carleby können sie doch gewiss nicht mit Entzücken über unsere Kriegführung erfüllen.“

Bald ward es still in der Presse, denn als man einsah, welche Blösse man sich unvorsichtigerweise gegeben hatte, über diese keineswegs ehrenvolle Sache so viel Lärm zu machen, fand man es ratsam, sie totzuschweigen; der Name Hangö-Udd wurde nicht mehr genannt. — Eins jedoch wird nicht vergessen werden: das beschämende Geständnis, dass die Briten mit der Parlamentärflagge ein schnödes Spiel treiben und dass ihre Kriegführung heute noch so barbarisch ist, wie im finstersten Mittelalter.

AUS UNSEREN TAGEN.

L'histoire de ce qui est, est l'histoire de ce qui a été, de ce qui sera.

(De Saint Pierre.)

I.

Der Berliner Kongress.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich sittlich
und ehrlich,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein . . .
daraus.
(Schl . . . . n.)

Die Weigerung des britischen Kabinets dem Berliner Memorandum beizutreten, bestärkte die Pforte in ihrem Widerstande gegen die Forderungen Russlands, das sich, in Folge der Zustimmung aller übrigen Grossmächte, als Mandatar Europas gerirte; sie glaubte sich berechtigt nach der moralischen Unterstützung, die sie in jener Weigerung, sowie in der Sprache eines grossen Teils der englischen Presse und des Parlaments erblickte, auch auf aktive Hilfe rechnen zu dürfen, und der Krieg brach aus.

Lange wogte der fürchterliche Kampf vor Plewna unentschieden hin und her, weil die russische Heeresleitung nicht rechtzeitig zu Todleben ihre Zuflucht nahm, bis endlich Osman Pascha nach tapferer Gegenwehr erlag. Was damals niemand für möglich hielt, das führten

die Russen aus — im tiefsten Winter überstiegen sie den Balkan, die türkischen Heere wurden vernichtet, und der Sultan, der vergebens auf englische Hilfe gehofft hatte und nun den Feind vor den Thoren seiner Hauptstadt sah, zum Frieden von San Stefano gezwungen.

Als im Jahre 1871 der deutsch-französische Krieg durch den Frankfurter Frieden beendigt wurde, stand Russland in altbewährter Freundschaft Preussen treu zur Seite und vereitelte dadurch die Velleitäten gewisser Mächte sich in den Abschluss des Friedens zu mischen und Deutschland die Früchte seiner Siege zu verkümmern. Nach San Stefano aber lagen die Dinge anders, England forderte an den Friedensbedingungen teilzunehmen, und das durch seine blutigen Siege erschöpfte Russland, welches nicht allein, wie vorauszusehen war, Oesterreich an der Seite Englands fand, sondern auch die Kabinette von Berlin, Paris und Rom, musste sich fügen und die Friedenspräliminarien dem Kongresse von Berlin vorlegen.

Die französische Presse sprach damals von demselben als von einer *Réunion pour faire des niches à la Russie;* der Fürst Dondukoff nannte ihn später eine „Offenbachiade", und auch englische Stimmen liessen sich in demselben Sinne vernehmen. So schrieb Mac Carthy schon im Jahre 1879: „Der Vertrag von Berlin, von Lord Beaconsfields Bewunderern so sehr gepriesen und jetzt schon blosse Makulatur, war nichts als eine Verhandlung mit vorherbestimmtem Schluss, eine dramatische Vorstellung, deren Details in der Probe vollkommen festgestellt waren um als ein Schaustück auf der Berliner Bühne aufgeführt zu werden."

Dieser Kongress bietet eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen dar: zwei Renegaten, Detroit und Disraeli sassen dort als ebenbürtig in rührender Eintracht neben einander — ein Bild, welches den Geist des Königs Ferdinand von Neapel, der den türkischen Gesandten Dr. Spitzer nicht empfangen wollte weil er Jude war, in etwelches Erstaunen versetzt hätte.

Aber auch in anderer Hinsicht war der, zwar vom Fürsten Bismarck präsidirte, aber doch vom Kabinette von St. James provozirte, oder, um es gerade herauszusagen, einberufene Kongress merkwürdig und rechtfertigte nur zu sehr die Behauptung jener Blätter, welche in demselben nur eine *Réunion pour faire des niches à la Russie* erblickten. Fast alle Beschlüsse, die gefasst wurden um den Traktat von San Stefano zu modifiziren, trugen diese Absicht zur Schau und waren zum Teil fast kindisch zu nennen — z. B. die auf Lord Beaconsfields Vorschlag zurückzuführende Zweiteilung des von Russland geschaffenen Bulgariens, die ja nur so lange dauern wird, so lange es eben die Bulgaren dulden wollen, ganz wie auch die Moldau und die Wallachei sich vereinigten, sobald sie es für nötig hielten — indes andere schon während der Sitzungen als unausführbar anerkannt und von allen Mächten, England nicht ausgenommen, schon im Prinzipe umgestossen wurden.

Die Bulgaren sollten ihre Festungen schleifen, aber man gab ihnen weder die Mittel um diese kostspielige Arbeit auszuführen, noch besass man Mittel, um sie dazu zu zwingen. — Dem Sultan verlieh man das Besatzungsrecht in den Balkanpässen, gestattete ihm aber nicht da-

von Gebrauch zu machen. — Man oktroyirte Griechenland einen Teil von Epirus und Thessalien, und jetzt zittern die weisen Herren vor Angst und Entsetzen!, wenn die Hellenen Miene machen, die ihnen zugesprochenen Teile der türkischen Provinzen in Besitz zu nehmen, obgleich die Berliner Konferenz später die Beschlüsse des Kongresses nochmals genau definirt und sanktionirt hat. — Als der Pforte die Beschlüsse des Kongresses in Betreff der Grenzratifikation notifizirt wurden und sie dieselben für nicht bindend erklärte, protestirten alle Mächte gegen diese Auffassung, nannten sie unwiderruflich, und doch bestreiten jetzt dieselben Mächte Griechenland das Recht die allerhöchste Entscheidung für bindend zu betrachten.

Diese Thatsachen, zu welchen sich noch manche andere hinzufügen liessen, rechtfertigen den Spott, mit dem die unparteiische Presse aller Länder die britische Politik geisselte, die den Kongress als notwendig erklärt hatte, „um die Integrität der Pforte zu sichern und die orientalische Frage im Geiste des Rechtes und der Mässigung zu ordnen."

Das Erstaunen und die Entrüstung Europas über den Kongresshumbug sollte jedoch noch durch den Schlussakt und das Nachspiel gekrönt werden.

Nach einem uralten Brauche, der wahrscheinlich sich wie eine ewige Krankheit forterben wird bis an's Ende der Welt, nimmt nach einem Kriege der Sieger entweder das ganze Land des Besiegten in Besitz (im Jahre 1866 Kurhessen, Hannover, Nassau und Frankfurt a. M.) oder einen Teil desselben (im Jahre 1871 Elsass-Lothringen). — Der Kongress trat daher zusammen um das länder-

gierige Russland zu verhindern von diesem Rechte zu ausgedehnten Gebrauch zu machen und etwa gar der niedergeworfenen Türkei ganze Provinzen zu entreissen, oder ihr Bedingungen aufzuerlegen, die sie in ihrer Existenz gefährden und dem Sieger eine gar zu grosse, für die anderen Mächte gefahrdrohende Präponderanz verschaffen würden.

Russland wurde daher auch für die Ströme von Blut und die Milliarden die ihm der Krieg gekostet, nichts zugesprochen, als der Strich von Batum bis Kars, nebst einer Kriegskostenentschädigung von 800 Millionen Franks, die es natürlich erst erhalten wird, wenn dem Sultan etwas von seinem Taschengelde übrig bleibt. — Österreich aber, das ja eben so wie England gekommen war, um den Sultan vor drohender Spoliation zu schützen, nachdem es ruhig zugesehen hatte, wie er sich in mörderischem Kampfe erschöpfte, Österreich entriss dem Freunde zwei Provinzen — Bismarck „der ehrliche Makler" bewog den Kongress ihm Bosnien und die Herzegowina zuzusprechen.

Es gab damals im Donaureiche zwei diametral entgegengesetzte Meinungen über den Wert dieser Gebietsvergrösserung; nach der einen war sie eine Notwendigkeit, eine Lebensfrage, denn durch die Annexion von Bosnien und der Herzegowina trennte man Serbien und Montenegro und schützte sich so vor der drohenden Umklammerung durch die Slaven; es war eine glänzende Hoffnung für die Zukunft, der Weg nach dem ägäischen Meere und endlich eine Entschädigung für die im Jahre 1866 verlorenen Positionen in Italien und Deutschland. — So die

Optimisten, indes den Pessimisten die Lage ihres Vaterlandes in einem nur zu düsteren Lichte erschien.

„Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten wir den Ereignissen, bereit uns mit der Türkei zu verbinden, wenn es ihr gelungen wäre die Russen über die Donau zurückzuwerfen, im entgegengesetzten Falle aber den Russen einen Teil ihrer Beute abzujagen. Das war eine richtige Politik, und eben deshalb sind auch dem Grafen Andrassy die 60 Milionen von den Delegationen bewilligt worden. Dumm aber war es, dass er das Wort Josephs: „Wenn Sie befehlen muss man gehorchen“ *) buchstäblich nahm und sich in Bosnien und die Herzegowina, die vielleicht niemals die Okkupationskosten bezahlen werden, hineinmanövriren liess. Diese Provinzen sind im besten Falle doch nichts mehr als eine Hoffnung, ein Wechsel auf die Zukunft, jetzt ohne Wert bis wir ihn einst einzulösen vermögen, und ob das jemals geschehen wird, ist doch gar zu zweifelhaft. Jetzt sind wir dort festgenagelt, Österreich ist ein Ostreich geworden, wir dürfen nicht mehr unsere eigene Politik haben, sondern müssen diejenige befolgen, die man uns diktirt. Man sagt da drüben, dass wir naturgemäss zum deutschen Reiche gehören, und wenn es so fort geht, so werden wir auch

---

*) Als Joseph II. Friedrich dem Grossen einen Besuch in Berlin abstattete und die beiden Monarchen sich im Salon unterhielten, wurde gemeldet, dass das Diner servirt sei. Der König führte seinen Gast nach dem Speisesaal und blieb an der Thüre stehen, um ihm den Vortritt zu lassen. „*Si Votre Majesté commande, il faut bien obéir,*“ sagte der Kaiser verbindlichst, indem er der Aufforderung des Königs folgte.

in der That bald nur ein Reichsland bilden, wie Elsass-Lothringen, und in Triest wird nicht mehr die schwarz-gelbe Fahne, sondern die schwarz-weiss-rote der Italia irredenta ein Halt! gebieten etc."

Es ist nicht unsere Sache zu untersuchen ob eine von diesen Meinungen ganz stichhaltig, oder welche von beiden die richtigere ist, aber wir dürfen wohl fragen, was man von politischer Moral halten soll, wenn man sieht, dass ein Kongress zusammenberufen wird, um die Pforte gegen einen siegreichen Feind zu schützen und sie dann zwingt, dem einen ihrer beiden einzigen Freunde ein paar Provinzen abzutreten, nur weil dieser sie nötig hat, oder nötig zu haben glaubt!

Lord Beaconsfield wurde bei seiner Rückkehr nach London wie ein Triumphator empfangen, des Jubels war kein Ende, denn der Berliner Kongress war ja sein eigenstes Werk gewesen, er hatte dem ländergierigen Russland ein gebieterisches Halt! zugerufen, dem es sich unterwerfen musste; er hatte die bekannte englische Grossmut walten lassen, Gerechtigkeit geübt und der Türkei so viel gerettet wie nur zu retten war.

Aber wie erstaunte man als ein seltsames Gerücht, das schon während des Kongresses durch die Indiskretion eines Beamten verbreitet worden, sich als Wahrheit erwies: das britische Kabinet hatte in aller Stille der Pforte Cypern abgepresst um eine strategische Position mehr zu haben — ein Manöver, das Luther „schalkhafte, listige Spugnisse" nennt, d. h. einschüchternde Vorspiegelungen und im *Code Napoléon* als *Chantage* bezeichnet wird — denn dass es die Versprechungen

mit welchen es den Sultan köderte, nicht halten wollte oder zu halten vermochte, das hatte ja der eben beendigte Krieg bewiesen. — Im Jahre 1856 hatten England, Frankreich und Österreich nicht allein die Integrität der Türkei garantirt, sondern sogar noch eine besondere Allianz zum Schutze derselben geschlossen, und doch hatte man sie Russland gegenüber allein gelassen, doch hatte Österreich ihr soeben zwei Provinzen entrissen, und nun nahm England ihr auch noch Cypern!

Die Türkei hat sich löwenartig gegen Russland geschlagen, gegen England aber ist sie ohnmächtig — es ist eben die alte Geschichte, gegen meine Feinde werde ich mich schon selbst verteidigen, Gott schütze mich aber vor meinen Freunden!

In der Politik wird man zwar vergebens nach selbstloser Freundschaft suchen, doch ist es immer geboten, eigene und fremde Interessen nach Möglichkeit zu verbinden. Wer aber unzuverlässig ist, verscherzt sich die Freunde und bleibt in Augenblicken der Not sich allein überlassen. — Auch das mächtige Britenvolk dürfte es vielleicht einmal empfinden.

II.

Afghanistan.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Wir haben Seite 205 gesagt, dass ganz Jndien in Bewegung gerät wenn sich in Zentralasien ein Dutzend

Kosaken in den Sattel werfen, und das ist buchstäblich im Jahre 1879 der Fall gewesen.

Der General Stoljetoff erschien damals als russischer Gesandter in Kabul, und vom Himalaya bis zum Hugly und über den Ozean hinüber bis zur Themse erscholl ein Angstruf: *Hannibal ante portas!* — die Russen sind da!

Gottes Wege sind dunkel, und die Wege der Russen ebenfalls — man weiss bis heute noch nicht, welchen Weg der General in Begleitung von nur zwölf Kosaken eingeschlagen hat, um von Taschkend nach Kabul zu gelangen, trotz der feindlichen Stämme die ihn umschwärmten.

Was er dort nur zu thun hatte? Gewiss ging er nicht dahin, um dem Emir nur einen freundlichen Gruss vom General Kaufmann zu überbringen, es ist vielmehr wahrscheinlich, dass der Besuch ein Paroli war für die 8000 Gurkas, welche Lord Beaconsfield ein Jahr vorher von Indien kommen liess, um den Russen Schrecken einzujagen; eine seltsame Idee, denn die armen Kinder der indischen Sonne froren in Malta und zündeten sich auf den Strassen und öffentlichen Plätzen Feuer an, um sich zu wärmen — im Juli und August! — und sie sollten sich in Bulgarien gegen die Soldaten schlagen, welche soeben den schnee- und eisbedeckten Balkan überschritten hatten.

In London war man natürlich über den Besuch sehr aufgebracht und schrie über russische Intriguen, man vergass dabei nur zwei Kleinigkeiten, erstens dass der Beherrscher von Afghanistan ein unabhängiger Fürst war, der jeden Gesandten empfangen durfte, der ihm gefiel, und zweitens, dass Intriguén und Politik Zwillingsschwe-

stern sind, einander so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Mag sich die Politik als teutonischer Stier, als britischer Leopard oder als russischer Bär verkleiden, sie ist und bleibt doch immer ein Fuchs, dessen Macht nur in Schlauheit und List besteht, und gewiss haben die Engländer, die ganz besonders in Indien ihre Meisterschaft in dieser edlen Kunst bewiesen, am wenigsten das Recht, sich darüber zu beklagen, dass andere, weniger gebildete Völker ihre gelehrigen Schüler sind und sie, wenn möglich, auch zu erreichen suchen.*)

Die englische Presse behauptete damals, dass ihre Regierung berechtigt gewesen sei, indische Truppen kommen zu lassen als ein Krieg mit Russland in Sicht war, dass aber später die Lage eine andere geworden und die Russen daher auch zu keinem Schachzuge, *vulgo* Intrigue, in Afghanistan berechtigt waren, worauf aber die russische Presse ganz unverfroren erwiderte: wir thun, was wir können, um Euch zu warnen, und so vielleicht einem Kriege vorzubeugen.

Das Kabinet von St. James stellte an den Emir von Kabul die kategorische Forderung, einen ständigen briti-

---

*) Dies schrieben wir vor der Veröffentlichung der in Kabul vorgefundenen Schriften und dem fast gleichzeitigen Geständnisse der englischen Presse, dass der Major Buttler „als englischer Offizier“ die Befestigungen von Gök-Tepe angelegt und die Turkmenen in der Verteidigung derselben unterrichtet habe, was unsere Meinung über den Geist der Politik somit glänzend illustrirt. Alles läuft auf den Satz hinaus: „wie Du mir, so ich Dir.“

schen Residenten bei sich aufzunehmen, was aber eben so kategorisch mit dem Bemerken zurückgewiesen wurde, dass der russische General dort nur vorübergehend erschienen sei, ein ständiger Resident hingegen, nach der eigenen Erklärung der weiland ostindischen Kompagnie (S. 147) „einen zu grossen Einfluss auf den Fürsten und sein Land ausüben, und sich so thatsächlich zum Herrn über beide machen würde."

Lord Beaconsfield hatte zu dem Emir nicht wie zu einem unabhängigen Fürsten, sondern wie zu einem seiner indischen Vasallen gesprochen und wollte von einer Zurückweisung, wie gerechtfertigt sie auch sein mochte, nichts hören, weil er eines Teiles des afghanischen Gebietes als „wissenschaftliche Grenze" bedurfte.

Wie hatte man einst über die Franzosen gelacht, als sie den Rhein ihre natürliche Grenze gegen Deutschland nannten, und nun sprach man an der Themse von den Pässen des Himalaya als von einer wissenschaftlichen Grenze gegen Russland, denn nach der Erklärung des edlen Lords (Oberhaus 4. März d. J.) ist „der Schlüssel von Indien nicht Herat oder Kandahar, sondern London." — Gewiss eine wunderbare Strategie, die an Kühnheit diejenige noch weit übertrifft, welche einst den Po zur Sicherheit des Rheins für notwendig erachtete.

Mr. Griffith, einer der höchsten indischen Beamten, nannte sie in einer öffentlichen Tischrede *the most absurd idea which ever entered into the head of a novel writer* — die verrückteste Idee, die jemals dem Kopfe eines Ro-

manschreibers entsprungen wäre, ohne deshalb zu einer Disziplinarstrafe verurteilt zu werden.

Ein zahlreiches Heer rückte in Afghanistan ein, der Emir wurde zum Nachgeben und zum Frieden gezwungen, der Major Cavagnari, einer der tüchtigsten Offiziere des indischen Heeres, zum Residenten in Kabul ernannt, aber bald darauf ermordet, wofür der Emir den Thron verlor. Die Briten mussten jedoch später wieder alle Positionen aufgeben, wurden sogar einmal in offener Feldschlacht, bei Meiwand, geschlagen, und obgleich der tapfere General Roberts die Scharte bald auswetzte, erkannte man doch die Notwendigkeit, das ganze Land zu räumen.

Die Kosten der Expedition sollen sich auf 10 bis 12 Millionen Pfund Sterling belaufen — ob das Menschenmaterial, das europäische wie das indische, das ja in England auch stets nach Pounds, Shillings und Pence berechnet wird, in dieser Summe einbegriffen ist, wissen wir nicht, aber jedenfalls ist sie gross genug, um selbst dem reichsten Volke nicht gleichgiltig zu erscheinen. — Und das Resultat? Weder Kriegsruhm noch politische Vorteile, noch irgend welche Hoffnung auf Gewinn für Civilisation und Christentum; nichts als Ruinen in dem jetzt völlig desorganisirten Lande, das wahrscheinlich einer bleibenden Anarchie verfallen ist.

Einige Toryblätter gestehen zwar, dass der Krieg keinen halbwegs vernünftigen Grund hatte und mit ganz unverantwortlicher Frivolität den Afghanen aufgedrungen wurde, entschuldigen sich aber damit, dass ja jeder Staatsmann, und wäre er noch so gross, einen Irrtum begehen könne; auch Napoleons mexikanisches Abenteuer sei ein

solches gewesen etc., eine Entschuldigung, die aber keineswegs stichhaltig ist. Napoleon war ein unbeschränkter Monarch, es gab in Frankreich weder ein Parlament noch eine Presse, die ihm ratend oder ihn controlirend zur Seite stand, er allein trug die Verantwortlichkeit für seine Fehler und Irrtümer, das französische Volk teilte diese Verantwortlichkeit nicht mit ihm.

Ganz anders aber liegen die Dinge in England, das sich einer wahrhaften, nicht nur papiernen Konstitution erfreut; dort ist das Parlament, d. h. das Volk, verantwortlich für die Handlungen der Regierung, für die gefährlichen und unwürdigen Abenteuer, zu welchen es seine Zustimmung giebt.

Ein Staatsmann kann talentvoll oder gar genial sein und durch kluge Benutzung der Umstände seinem Vaterlande glänzende Dienste erwiesen, sich den Dank seiner Mitbürger und die Bewunderung seiner Zeitgenossen erworben haben, er verscherzt aber die Achtung, die Bewunderung, die man ihm zollt, wenn er sich durch Eitelkeit, Herrschsucht und Hochmut hinreissen lässt, Hass und Zwietracht zwischen Völkern hervorzurufen, deren beiderseitiges, wohlverstandenes Interesse erfordert in Frieden und Freundschaft mit einander zu leben; wenn er sich, im Bewusstsein seiner Machtfülle und durch Glück berauscht, verleiten lässt, alle Kräfte seines Volks aufs äusserste anzuspannen, um nur stets herausfordernd und gebieterisch der ganzen Welt ein *quos ego* zuzurufen. Wird er dabei noch von einer feilen, lakaienhaften, in manchen Ländern freiwillig-ministeriell genannten Presse unterstützt, sowie von einer gedankenlosen

Partei, die verblüfft oder eingeschüchtert ihm durch Dick und Dünn folgt, dann, wir wiederholen es, dann ist nicht allein der gewaltige leitende Staatsmann für seine Verirrungen verantwortlich, sondern das Volk teilt die Verantwortlichkeit mit ihm. — Glücklich, wenn man noch weise einzulenken vermag, ehe es zu spät ist.

Und das ist geschehen. Wir finden in dem Blaubuche, das im Januar d. J. dem Parlamente vorgelegt wurde, eine Depesche Lord Hartingtons vom 21. Mai v. J., welche „den schleunigen Rückzug aus sämmtlichen Positionen jenseits unserer Grenze" befiehlt, „ein britischer Resident solle dem Herrscher von Kabul nicht aufgedrängt werden" etc. und in einer Depesche vom 11. Nov. heisst es: „Die britische Regierung teilt die Meinung der bedeutendsten Staatsmänner der Vergangenheit bis zur allerjüngsten Zeit, dass keine Besorgnis vor Gefahr für die Sicherheit gegen eine mögliche fremde Invasion vorhanden sei und dass eine dauernde Besetzung Kandahars nur künftige Verwicklungen und Schwierigkeiten bereiten würde, deren Natur leicht zu anticipiren ist" — eine Anschauung, die vom Herzog von Argyll vollkommen geteilt wurde, indem er am 28. Jan. erklärte, dass die antirussische Aufregung vollkommen unberechtigt sei.

III.

Afrika.

Was kümmert euer Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt und heute wollen wir anders.
(Schiller.)

Wir haben gesehen, durch welche Mittel Grossbritannien, das sich stets als der beste Freund der Türken gerirte, ihr die Insel Cypern abpresste, und dass der nebelhafte Ausdruck „wissenschaftliche Grenze", der eigens für die Afghanen erfunden wurde, bei Lichte betrachtet nichts anderes bedeutete als Länderraub, der um so empörender erschien, als der Vorwand zu dieser Spoliation von jedermann als absolut frivol erkannt wurde.

Aber solche Kniffe, wie die erheuchelte Sympathie für den Sultan, die man in Europa zur Schau trug, und die ebenso erheuchelte Russenfurcht, welche man in Asien an den Tag legte, war in Afrika ganz unnötig; dort brauchte man keine Umstände zu machen, ging daher ganz offen zu Werke und rief so den jetzigen Krieg am Kap hervor.

Die Transvaal-Republik, am Ende der vierziger Jahre von holländischen Bauern gegründet, ist i. J. 1877 von England, im schreiendsten Widerspruche mit den einfachsten Gesetzen des Völkerrechts, in Besitz genommen worden. — Die Republik war damals im Begriff die europäischen Waaren, deren sie bedurfte, nicht mehr von den Engländern in der Kapkolonie oder in dem bereits früher annektirten Natal, zu beziehen, sondern vermittelst einer

Eisenbahn, welche vom Innern des Landes durch portugiesisches Gebiet nach dem an der Delagoa-Bai gelegenen Hafen Lorenzo Marquez gebaut werden sollte, einen direkten Import europäischer Waren zu bewerkstelligen. Selbstverständlich würde der englische Handel dadurch einen nicht unbeträchtlichen Schaden erlitten haben, die berüchtigten „englischen Interessen" standen also auf dem Spiele, und dies Motiv war stark genug das britische Kabinet zu dem Länderraube zu veranlassen, der um so verwerflicher war als England am 22. Januar 1852 die Transvaal-Republik ausdrücklich als selbständigen und unabhängigen Staat anerkannt hatte. Dasselbe geschah auch bald darauf seitens der Regierungen von Portugal, Frankreich, Preussen, Belgien und Holland.

Nichtsdestoweniger erhielt Mr. Shepstone i. J. 1877 den Befehl das Land in Besitz zu nehmen; er erschien in Pretoria, dem Sitze der Regierung der Transvaal-Republik und erklärte dem Präsidenten Burgers ganz einfach, dass er, angesichts der Aufregung unter den Eingeborenen, zu entscheidenden Mitteln greifen müsse, um Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, mit anderen Worten das Gebiet in das britische Reich einverleiben müsse. Der „Volksrat" der Republik verweigerte die Anerkennung der britischen Herrschaft, Präsident Burgers protestirte, aber es blieb nichts weiter übrig als sich der Gewalt gegenüber vorläufig passiv zu verhalten, und am 12. April wurde in Pretoria die englische Flagge aufgehisst.

Die vergewaltigte Republik sandte eine Deputation nach London (ganz wie zwanzig Jahre früher das auf

gleiche Weise annektirte Königreich Audh) aber der Minister Carnarvon wies dieselbe mit der Antwort ab, dass es bei der Einverleibung bleiben müsse. Im Unterhaus erklärte der Unterstaatssekretär der Kolonien, Lowther, am 18. Juni: „Die gesetzgebende Versammlung der südafrikanischen Republik und der Präsident Burgers hätten allerdings Protest erhoben, aber dieser Protest sei nicht der Ausdruck der Gesinnung der Bevölkerung.“ Dass dies eine offenbare Lüge war, hat die Bevölkerung seitdem augenfällig bewiesen.

Zur Ehre der Engländer muss erwähnt werden, dass sowohl in ihrer Presse, wie im Parlamente auch Stimmen gegen die Annexion laut wurden, namentlich trat der radikale Abgeordnete Courtnay sehr entschieden dagegen auf. Ihm erwiderte der Unterstaatssekretair Lowther in der Unterhaussitzung vom 9. Juli 1877: „Die weisse Bevölkerung des Landes betrage nur etwa 40,000, die schwarze dagegen eine Million, es sei daher ein Rassenkrieg zu befürchten, übrigens seien die Hilfsquellen des Landes sehr gross, das Klima trefflich, es gebe dort eine Fülle von Erzen, Gold, Blei, Kupfer, Eisen, Kohle etc.“ Noch unumwundener äusserte sich der Kolonialminister Hicks-Beach: „Die Regierung lasse es sich angelegen sein dem Handel Englands an Stelle der mit Konkurrenz überfüllten alten Märkte neue Märkte zu eröffnen, vor allem in Afrika, das eben jetzt erst erschlossen werde; das sei der Zweck, welcher der Einverleibung Transvaals zu Grunde gelegen und dieses Ziel verfolge die Regierung beharrlich weiter.“ Das that sie denn auch;

Transvaal ist von der Meeresküste durch das Zulugebiet getrennt; da nun die Annexion des Hinterlandes vollzogen war, wollte England auch die Küste haben. Deswegen wurde der Zulukrieg in Scene gesetzt, der dem Prinzen Louis Napoleon am 1. Juni 1879 das Leben kostete. Bevor dieser Krieg ausbrach, unterhandelte das Londoner Kabinet mit Portugal wegen Abtretung der Delagoa-Bai und es erwarb dieselbe für den Preis von 600,000 Pfund Sterling. Von der Delagoa-Bai aus wurde dann eine Eisenbahn nach Transvaal gebaut. Der Zulukrieg, der bedeutende pekuniäre Opfer erforderte, endigte mit der Annexion des Küstenlandes einschliesslich der Bai von Santa Lucia.

So hatten sich denn die Briten in diesem Teile Südafrikas vollständig häuslich eingerichtet. Sie hatten sich die Erwerbung des Landes etwas kosten lassen und strebten nun danach die aufgewandten Kosten aus dem neuen Besitz wieder herauszuziehen. Die ehemalige Transvaal-Republik wurde mit Steuereintreibern überschwemmt, und von den hohen Steuern, welche man der Bevölkerung auferlegte, kam ihr nichts zu Gute. Die Unzufriedenheit steigerte sich, und schliesslich haben sich die Boers aufgerafft um die Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Lord Beaconsfield, der zur Zeit der Annexion Transvaals an der Spitze der Regierung stand, erklärte einmal bei einem Lordmajorsbanket: „Es sei eine Lebensbedingung für England überall wo seine Handelsinteressen es wünschenswert machen, neue Niederlassungen zu gründen, schwächere Staaten zur Annahme der Vasallenschaft aufzufordern, aus

der Weigerung einen Kriegsfall zu machen und die Vasallenschaft bis zur Annexion auszudehnen.“ In der That ist diese Politik von jeder englischen Regierung, von der einen mehr, von der andern weniger, rücksichtslos verfolgt worden und das Volk hat dies gebilligt.

IV.

Irland.

Delenda Hibernia! . . . Le peuple irlandais aujourd'hui ne possède pas un pouce de terre en Irlande. Il est ou mendiant, ou vagabond, ou valet de culture sur les domaines de l'étranger.

(Ledru-Rollin.)

Insulanerhochmut, Habgier oder falsche Begriffe von Religion und Civilisation mögen es vielleicht erklären, dass die Engländer in fernen Ländern und Weltteilen gegen die Eingeborenen, die ihnen durch Farbe, Sprache und Sitte, durch Rasse und Religion fern stehen, mit Härte und Grausamkeit verfahren, aber vergebens würde man nach einer Erklärung suchen, warum sie ihren nächsten Nachbarn, den Iren, die ihnen doch durch Sprache und Religion verwandt sind, stets eine Behandlung angedeihen liessen, wie sie sogar im Altertum kein heidnisches und noch weniger jemals ein christliches Volk erduldet hat.

Das härteste Los, das einst ein besiegtes Volk traf, war, dass man ihm die persönliche Freiheit raubte, es wurde zu Sklaven oder Leibeigenen gemacht; dann waren

aber auch die Herren, die Eigentümer des menschlichen Inventariums, verpflichtet Vorsehung zu spielen, d. h. für das materielle Wohl ihrer Arbeiter zu sorgen, das gebot ihnen ja schon ihr eigenes Interesse; dass diese politisch rechtlos waren und in sozialer Hinsicht mit ihren Herren nichts gemein hatten, versteht sich von selbst.

Ganz entgegengesetzt verfuhren die Briten gegen die Irländer; sie confiszirten ihnen ihr Eigentum, sie machten sie zu Bettlern und Vagabunden, ohne auch nur diejenigen Pflichten zu übernehmen, welche ein Sklavenhalter gegen sein lebendiges Eigentum zu beobachten gezwungen ist.

Es giebt kein Beispiel in der Geschichte, dass Sieger und Besiegte, welche dieselbe Sprache und dieselbe Religion hatten, mehr als ein halbes Jahrtausend zusammenlebten, ohne sich zu versöhnen und zu assimiliren und den Hass wider einander eben so glühend erhielten, wie im Augenblick der Eroberung. Das haben die Engländer in Irland fertig gebracht, indem sie dem systematisch beraubten Volke geflissentlich jede Möglichkeit abschnitten, jemals seine materielle Lage zu verbessern, die Beraubung stets von neuem anfingen und ihr immer grössere Dimensionen gaben. Diese wahnsinnige Behandlung der Unterjochten — wahnsinnig weil sie mit der gesunden Vernunft und dem eigenen Interesse der Sieger im schreiendsten Widerspruche stand — begann schon unmittelbar nach der Eroberung im Jahre 1108, und vom 13. Jahrhundert an liegen uns genaue Daten darüber vor, wie die Beraubung bald mit List, bald mit offener Gewalt ausgeführt wurde. So liess z. B. im Jahre 1212 Henry de Londres, Erzbischof von Dublin und päpstlicher Nuntius, den

Grundbesitzern und Pächtern, die auf seinen Domänen wohnten, den Befehl zugehen, an einem bestimmten Tage vor ihm zu erscheinen, um ihre Besitztitel vorzuzeigen, weil er sie prüfen wollte, und als er sie in Händen hatte, warf er sie ohne weiteres in's Feuer. — Die Thränen, Klagen und Bitten der Beraubten wurden nach damaliger Sitte damit beantwortet, dass die Knechte sie fortpeitschten, oder einfach totschlugen, wenn sie protestirten oder gar Widerstand leisteten.

Bald folgten andere Würdenträger dem Beispiele des heiligen Mannes, die Expropriationen nahmen immer grössere Dimensionen an, bis endlich auch die Könige sich daran beteiligten und so die allgemeine Plünderung legalisirten.

Der Hunger thut weh, die besitzlosen Vagabunden empörten sich, der Aufstand war in Permanenz, und um die Rebellen zu bestrafen, wurden die Gefangenen nicht nur, wie schon Seite 210 erwähnt, paarweise zusammengebunden und ersäuft, oder auf andere Weise getötet, sondern auch das ganze Land immer mehr und mehr der Konfiskation anheimgegeben. — Dass solches in der Absicht der herrschenden Klasse lag und die Rebellion um des Raubes willen hervorgerufen und gefördert wurde, geht aus der cynischen Erklärung der Lord Justices Borlase und Parsons hervor: „Je mehr Rebellen, desto mehr Konfiskationen."

Bis zur Kirchenreform durch Heinrich VIII. waren die Konfiskationen nichts anderes als Plünderung aus Habgier, ein Mittel, dessen sich die herrschende Klasse bediente um sich zu bereichern; mit der Reformation

nahm die Spoliation jedoch auch einen religiösen Charakter an, der Hass des Engländers vereinigte sich mit dem Fanatismus des Puritaners, und die Irländer waren von nun an auch als Katholiken einer Verfolgung preisgegeben, wie sie nur die Religionswut zu erdenken und auszuführen vermag.

Elisabeth begann die Kolonisation Irlands durch Protestanten, welche die Katholiken entweder einfach verjagten, sie immer weiter und weiter vor sich hertrieben, oder sie ausrotteten. — Die jungfräuliche Königin erliess den Befehl, dass „alle, welche sich nicht bekehren wollten, mit Feuer und Schwert verfolgt werden sollten bis auf den letzten", und auf diese Art wurde in den Grafschaften Ulster, Munster und Leinster eine Einöde geschaffen, wie zur Zeit Attilas. Spenser schreibt: „Kein Getreide mehr auf den Feldern; kein Vieh auf der Weide, weder Vogel in der Luft, noch Fisch im Wasser; von einem Ende der Grafschaft bis zur andern begegnet man weder Mann, noch Weib, noch Kind; nur dann und wann sieht man ein menschliches Wesen aus den Wäldern und Schluchten sich furchtsam hervorwagen um Nahrung zu suchen; sie kriechen auf allen Vieren, denn sie sind zu entkräftet, um sich aufrecht zu halten. Sie fallen über die Tierleichen her, die auf dem Wege liegen und sind noch glücklich, wenn sie solche finden, denn nur zu oft sind sie gezwungen Leichen auszugraben, um an ihnen ihren Hunger zu stillen."

Elisabeth verteilte das konfiszirte Land unter ihren englischen Untertanen, verbot jedoch den neuen Besitzern ausdrücklich, Pächter oder Tagelöhner irischer Rasse auf

ihren Gütern zu dulden, mit anderen Worten, man wollte die Irländer nicht einmal als Sklaven.

Jacob setzte die Politik fort, die er von seinen Vorgängern übernommen hatte. Er unterwarf die irischen Grundbesitzer, die von der Flucht zurückkehrten, einer genauen Urkundenprüfung vor den englischen Gerichten, welche natürlich die Besitztitel nicht in Ordnung fanden. Also wieder Konfiskation zum Vorteile der Regierung und ihrer Helfershelfer.

Bis zum Jahr 1641 blieb das Land ruhig, d. h. in stummer Verzweiflung — endlich brach es los, doch Cromwell warf nach hartem Kampfe die *great rebellion* mit denselben Mitteln nieder, die sie hervorgerufen hatten. Der Befehl lautete dahin: „die Rebellen anzugreifen, niederzumachen, auszurotten; die Städte, Plätze und Häuser, wo sie Aufnahme und Zuflucht gefunden hatten, zu verwüsten und dem Erdboden gleich zu machen, das Getreide und die Heuvorräte zu vernichten und die ganze männliche Bevölkerung zu töten, die im Stande war Waffen zu tragen". — Um die Kriegskosten zu bezahlen, wurde wieder konfiszirt, und um einer neuen Erhebung vorzubeugen, hunderttausend Menschen, Männer und Frauen, nach den Kolonien transportirt. Die Ueberbleibenden wurden über den Shannon gejagt und bei Todesstrafe angewiesen dort zu bleiben — kamen sie zurück, so wurden sie mit dem Rufe: „Zur Hölle oder nach Connaught!" empfangen und niedergemacht.

Auch Wilhelm von Oranien war gezwungen im Geiste seiner Vorgänger zu verfahren, er confiszirte mehr als eine Million Acres um die Getreuen zu belohnen, welche

ihm zum Throne verholfen hatten, so dass später Lord Fitzgibbon berechnete, es seien im ganzen in Irland nicht weniger als elf und eine halbe Million Acres konfiszirt worden.

Die Regierung begnügte sich aber nicht damit den Iren das Land zu nehmen, sie trug auch Sorge dafür, dass sie es nicht wieder erwerben konnten. Das Parlament, von welchem natürlich alle Katholiken, d. h. die ungeheure Mehrzahl des Volkes, ausgeschlossen waren, erliess ein Gesetz, nach welchem kein Papist, d. h. also kein Irländer, Grundeigentum erwerben konnte, er durfte keinen Pachtvertrag auf mehr als dreissig Jahre schliessen, noch Geld auf Hypothek verleihen. Noch mehr, kein Irländer durfte ein Pferd besitzen, das mehr als fünf Pfund wert war; trat er bei Lebzeiten seines Vaters zum Protestantismus über, so wurde er dadurch der Besitzer des ganzen Vermögens. Endlich wurden die Katholiken sogar bei harten Strafen gezwungen die protestantische Kirche zu besuchen, ein Gesetz, das erst im Jahre 1793 abgeschafft wurde.

Man sieht, dass die Berliner Irrsinnigen, welche die Antisemiten-Liga bilden, noch nicht das höchste Stadium der Hirnkrankheit erreicht haben, wie ihre englischen Brüder in Christo, welche die Katholiken zwangen eine protestantische Kirche zu besuchen, oder die französischen, welche die Hugenotten mit Hunden in die Messe hetzten; es ist ihnen noch nicht eingefallen die Juden in eine christliche Kirche zu jagen, oder dem Herrn v. Bleichröder zu verbieten, einen Gaul von mehr als hundert Mark zu besitzen.

Erst im Jahr 1829 sind die Beschränkungen und Bedrückungen aufgehoben worden, denen die Katholiken bis dahin unterworfen waren, die Emanzipationsakte stellte sie den Anglikanern gleich. Aber was nützten den verhungerten Irländern politische Freiheiten, von denen sie keinen Gebrauch machen konnten? Sie waren ja Bettler und zwar für immer zum Elend verdammt, denn nach der bestehenden Ordnung der Dinge ist es ihnen unmöglich, jemals etwas anderes zu sein als Tagelöhner, die dem Hungertode anheimfallen, sobald sie keine Arbeit finden. Und das ist buchstäblich der Fall; nach einem officiellen Ausweise starben im Laufe von zehn Jahren von 1841 bis 1851 mehr als einundzwanzig tausend siebenhundert und siebenzig Personen vor Hunger, und die Armensteuer, welche sich im Jahre 1842 auf 280,000 Pfund Sterling belief, beträgt jetzt schon mehr als eine Million, obgleich die Einwohnerzahl von neun Millionen im Jahre 1845, heute auf fünfundeinhalb Millionen gesunken ist. Auswanderung oder Hungertod ist die Losung in Irland.

Dass für die geistige Kultur des Volkes nie etwas gethan, sondern derselben im Gegenteil so viel Hindernisse wie möglich in den Weg gelegt wurden, geht schon aus den Worten hervor, die Lord Bacon an Jakob I. bei seiner Thronbesteigung richtete: „Du hast gesehen, was das barbarische Irland vermag, hüte Dich vor dem civilisirten.“

Wir haben die Vergangenheit klar gelegt, um das zu verstehen, was jetzt auf der grünen Insel vorgeht.

Jedes Volk, jede Regierung, auch die beste und

scharfblickendste, kann Fehler begehen, aber wie war es nur möglich, dass England, welches doch durch sein *common sense*, durch seinen praktischen Sinn mit Recht so hoch berühmt ist, seit sechs Jahrhunderten in einem Fehler beharren konnte, ohne zu begreifen, dass es dadurch gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, gegen die gesunde Vernunft, und gegen sein eigenes Interesse verstiess, indem es Zustände hervorrief, die doch endlich auch zu eigenem Verderben ausfallen müssen.

Seit der Emanzipation besitzen die Irländer politische Freiheiten, um welche sie nicht nur Deutschland, sondern der ganze Kontinent beneiden dürfte — sie haben z. B. Pressfreiheit, verstehen aber nicht zu lesen — sie gleichen damit Menschen, denen man umbarmherzig mit brutaler Faust die Kleider vom Leibe gerissen hat, so dass sie nackt und bloss, halbverhungert und zum Gerippe abgemagert dastehen, und man gibt ihnen goldene Tressen! — Wie jener verschmachtende Reisende in der Wüste, der einen Sack fand, in welchem er Datteln vermutete, rufen auch sie verzweiflungsvoll aus: „Nichts als Perlen!“

In Russland war es relativ leicht, dem enterbten Volke gerecht zu werden, indem die Leibeigenen gegen Ablösung den Grund und Boden erhielten, den sie bis dahin für ihre Herren bearbeitet hatten; die Veränderung kam von oben — es war eine segenbringende Reform — von unten kommend würde sie eine Revolution gewesen sein; die Grundbesitzer handelten daher auch nur im eigenen Interesse, indem sie für das Interesse des Volks Opfer brachten.

In Irland liegen die Dinge jedoch wesentlich anders; dort wurde das Volk von Fremden, die es hassten, verachteten und sogar als Leibeigene verschmähten, vogelfrei gemacht; sie behielten nur das Land für sich, das einst das rechtmässige Eigentum der Bewohner gewesen.

Gegen siebenhundert Personen, fast alle Engländer und Protestanten, besitzen jetzt die Hälfte Irlands.

Was können sie nun thun? Werden sie sich freiwillig eines Teiles des Raubes, der durch den mehrhundertjährigen Besitz legalisirt worden, entäussern? — Das werden wir bald sehn, die Zeit drängt! — Schon im Jahr 1868 schrieb John Stuart Mill (*England and Ireland*): „Der heutige Grundbesitz in Irland ist nur das Ergebnis der Beraubung. Allein die sofortige Besitzlichmachung der Landpächter kann Irland retten und England aus seiner schmachvollen Lage befreien. Wenn wir fortfahren Irland durch Gewalt niederzuhalten, so werden wir nicht nur alle unsere Chancen für Missverständnisse mit anderen Mächten erschweren, sondern uns auch in einem Zustande permanenter Revolution befinden und am Ende doch durch die allgemeine Verachtung oder durch siegreiche Gewalt gezwungen sein, Irland aus seinen Banden zu entlassen."

Schluss.

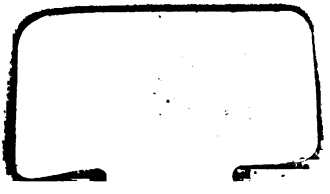
Wir haben die Engländer geschildert, wie wir sie aus eigener Erfahrung zu Hause kennen, hochachten und schätzen lernten; wir beobachteten sie in der Fremde, in Krieg und Frieden, und stützten uns stets nur auf ihre eigenen Angaben und Geständnisse. Jeder, der die Geschichte und Literatur Englands studirt hat, ja sogar jeder aufmerksame Zeitungsleser, wird unser Gemälde nicht allein richtig finden, sondern selbst noch gar manches zur detaillirten Ausführung desselben hinzufügen können.

Was wird nun Mr. Snob dazu sagen? Er wird entweder die guten Eigenschaften seiner Landsleute als selbstverständlich gelten lassen und die Fehler kurz wegleugnen, oder er wird sagen: *It is true, but I wont hear it.* — Der vernünftige, gebildete Brite aber wird nichts beschönigen wollen, sondern mit dem Dichter ausrufen:

England, with all thy faults I love thee still!

Und das allein ist das Richtige; jedes Volk hat seine schwachen Seiten, seine Fehler und Mängel, und wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Br 3618.81.7
Russland und England;
Widener Library 007055926
3 2044 081 175 507